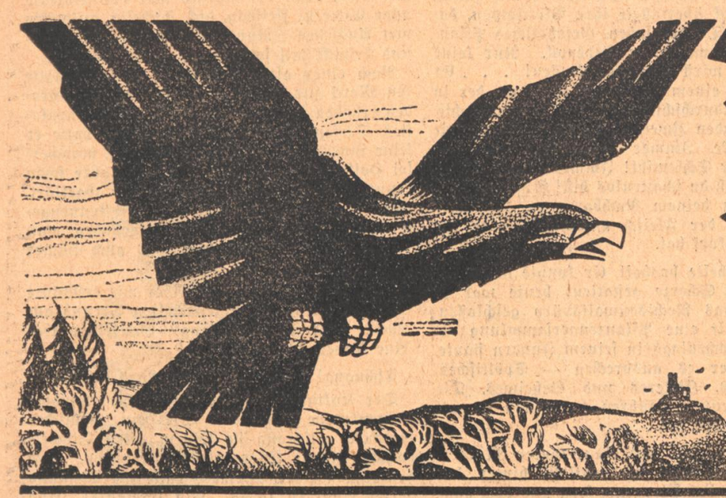
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

19 (13.5.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 19 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 13. Mai 1934

Wanderer zwischen zwei Welten

Fahrendes Volk, Wanderschaft ist zwischen Rhein und Donau am meisten zu treffen. Zwischen Rhein und Donau gehört fast jeder zu denen, die das Leben als Wanderschaft erleben und das Wandern als eine Art Gottesdienst betreiben.

Ob nun der Geselle früher und heute noch in die Welt hinausfuhr, um sein Handwerk und mehr noch die Menschen und Länder kennen zu lernen; ob zwischen Rhein und Donau schon immer die meisten und größten Dichter und Fabulierer lebten, auch solche, von denen die Literaturgeschichte nichts weiß, Dichter hinterm Pflug, hinterm Amboß, hinterm Arbeitstisch, ob die Soldaten aus dieser Landschaft die unglaublichsten Heldentaten und Streiche führten und die Landsknechte und Jungen fast immer zum Singen aufgelegt sind, immer ist es das eine: zwischen Rhein und Donau ist die Heimat eines Volkes, das im rechten und besten Sinne des Wortes sich als Wanderer zwischen zwei Welten fühlt und auch so lebt.

Denn dieses Volk ist auch fromm. Es ist auch kindlich und wild, lustig und furchtbar, ewig unzufrieden und sehnsüchtig, aber auch rührend dankbar und treu.

Walter Flex hat den Frontkämpfer des Weltkrieges den Wanderer zwischen zwei Welten genannt; jenen Wanderer zwischen Tod und Leben, Vernichtung und Sieg. Der junge, geniale Otto Braun, hatte das gleiche vor Augen, als er schrieb: „Die liebe ich, die beides sein können, stark und wild, still und schön!" Das ist ja eben das Wesen dieses Wandrers zwischen zwei Welten, des Volkes zwischen Rhein und Donau. Wir wären nicht blutsverwandt mit den Wikingern, welche schon früh die halbe Welt kühn durchzogen, wir wären nicht die Enkel jener kraftvollen Völkerwanderungsscharen, die Europa erst die blutmäßige Substanz lieferten, um aufzubauen im Sinne des Lichtes der Welt.

Was wäre aus dem kaiserlichen Rom ohne die Germanen für eine Weltpest geworden! Auch das junge Christentum hätte dies so wenig verhindern können wie die Kirchen den Bolschewismus unseres Jahrhunderts.

Dies muß man ganz klar und fest wissen, wenn man die Sendung unseres Volkes mittragen will.

Als Wanderer zwischen zwei Welten sagt unser Volk zwar wie auch die Seins- und Besitzvölker zum Leben ja, mit jeder Faser hängt es sogar inbrünstig und dankbar an ihm und kann sich desselben freuen, wie nur je eines, aber es ist doch innerlich so frei und seelendurstig, daß eine stille und unstillbare Sehnsucht es unmerklich schweben läßt von Ort zu Ort, von Idee zu Idee, von Wahrheit zu Wahrheit.

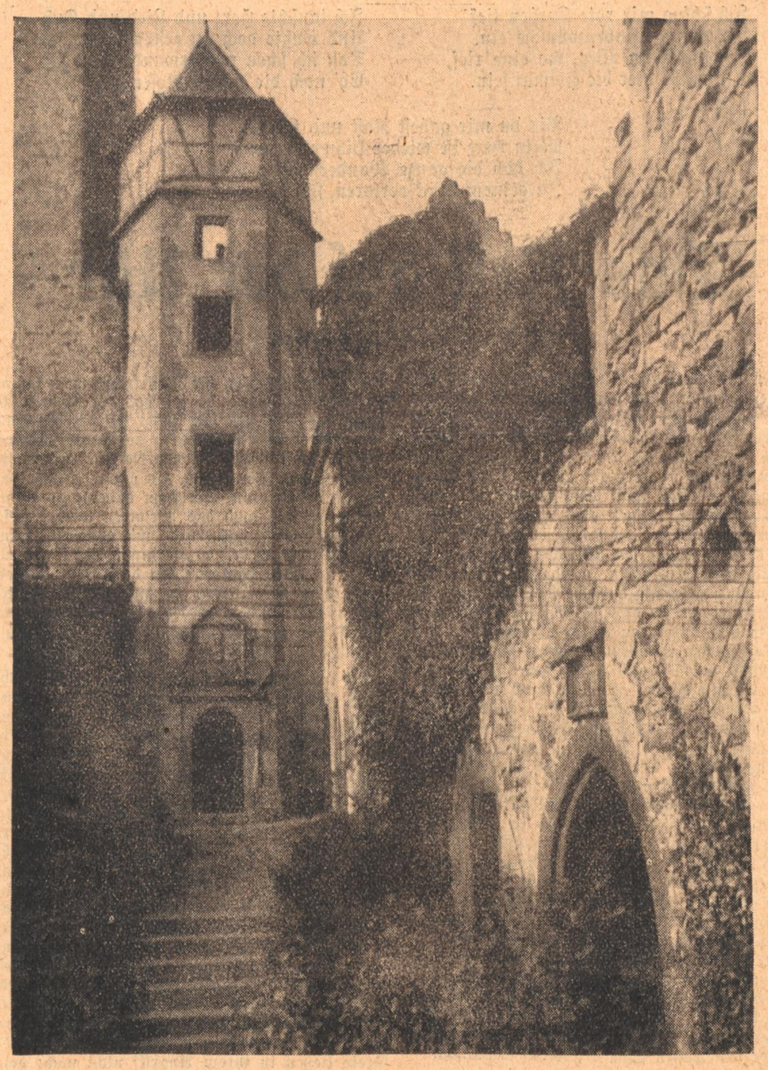
Dieses Volk kann verstehen, wer mit ihm irgendwie verwandt ist. Alle anderen fürchten es oder sie lachen es aus, weil sie die Sprache dieses Volkes nicht verstehen, vor allem nicht seine Musik.

Darum auch kann nicht irgend einer dieses Volkes Führer sein. Wehe, wenn sich dies Unberufene anmaßen, sei er, wer er sei! Die Seele dieses Volkes ist wie Wachs so weich, und gefügig und dankbar gleich einem Kinde, aber der Meister nur wird imstande sein, sie zu prägen und sie voll erklingen zu lassen. Der geborene Führer nur wird die unsichtbare Krone der Gefolgschaft dieses Wander-Volkes zwischen zwei Welten erringen und behalten.

Seine Liebe zu dem Volke ist gleich der Liebe, die man zu Kindern hat, wenn sie einen auch quälen und wenn sie auch oft unverständig und undankbar sind.

Dieses wunderbare Erlebnis haben wir Männer der nationalsozialistischen Presse soeben in Berlin gehabt, wo der Führer unter uns war, ganz persönlich, und uns aus dem Herzen vom deutschen Volke Worte verkündete, die jedem aufs eindringlichste offenbarten, was Führer und Volk sind und das nächste Jahrtausend sein werden, trotz Tod und Teufel.

Karl Neuschelor.



Aus dem Archiv der Reichsbahndirektion.

Hornberg: Burg des Götz von Berlichingen

Aus dem Inhalt:

Friedrich Schnack: Die Botschaft der Blüte.
Gottfried Kölwel: Das Nest auf der Uhr.
Hanns Breit-Eichner: Mutter fliegt!
Wilm Freiherr von Münchhausen: Die 4 Liebhaber.
Andreas Poltzer: Der weise Richter
Hermann Eris Busse: Die Gmelin
Olaf Saile: Uranfang der Heimat
Willy Brandl: Wimpfen
Eckart Klein: Tönende Schrift.

Von der Selbstbehauptung

Nur durch den Einzelnen wird ein Volk. J. G. Fichte.

*

Es ist mit den Büchern wie mit den Menschen: Sie mögen so verschieden sein wie sie wollen, — nur stark und ehrlich müssen sie sein und sich behaupten können. Walter Flex.

*

„Er mißfällt mir." — „Warum?" — „Ich bin ihm nicht gewachsen" — Hat je ein Mensch so geantwortet? Friedrich Nietzsche.

*

Doch wer für Tand und Schande ficht, den hauen wir in Scherben, der soll in deutschen Landen nicht mit deutschen Männern erben. Ernst Moritz Arndt.

*

Und ob die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es muß uns doch gelingen. Martin Luther.

Die Botschaft der Blüte

Erzählung von Friedrich Schnack

Merck, ein Junggeselle in den Vierzigern, sanften, doch verschlossenen Wesens, war Schreiber eines Anwaltbüros. Ihm oblag es, die Aktenregistratur zu führen, einlaufende Briefe und Urkunden in ein braunes Buch zu verzeichnen und die Rechnungen für die Klienten des Anwalts auszustellen. Es war keine wichtige Arbeit, die man von ihm forderte, war sie auch notwendig, wie das verzwickteste Rechtsgespenst und die scharfsinnigste Auslegung. Er hielt sich im Hintergrund des Arbeitszimmers, wo die Regale vor den Wänden standen und die Registerzettel wie schlappe graue Zungen, beschrieben mit Zahlen und Buchstaben, aus den Aktenbündeln hingen. Dort, zwischen Gestellen und seinem abgegriffenen Schreibpult, übte er seine bescheidene Tätigkeit aus, in sich gekehrt kauzig, stets beschäftigt und pedantisch genau, ein fleißiger und pünktlicher Mann, der weder Staub auf seinen Aktenstößen, noch unerledigte Rückstände vor seinem Schreibzeug duldete, wenn er abends den Hut vom Kleiderrechen nahm und heimging. Es hatte für seine Kollegen den Anschein, als begehre er nie über den engen Rahmen seines Schreiberdaseins hinauszukommen und etwa die Amtshöhe eines Bürovorstandes zu erklimmen. Vielleicht, so er dies je angestrebt hatte, war ihm der Wille dazu längst eingeschlafen. Sein Haar war grau, und in seinem Gesicht gab es Falten, wie sie Ermüdung, Enttäuschung und ein abgestandener Schmerz hinterlassen. So hielt er sich denn auch im Hintergrund des Daseins: er bewohnte einsiedlerhaft in einem abgelegenen Stadtviertel bei einer alten Witwe eine einzige Stube, ging niemals am Abend aus zu einem Glas Bier, zu Kartenspiel oder ins Kino, wie es seine Amtskollegen zu tun pflegten, bummelte auch Sonntags nicht auf den Hauptstraßen, unternahm keine Ausflüge, solange man ihn kannte, zeigte er sich ungesellig, als Sonderling und Winkelspinner. Man wußte nur so viel von ihm, daß er in seiner Freizeit überaus gern und ausschließlich in den Botanischen Garten ging, wo er stundenlang fremde Gewächse anstarrte und tiefsinnige Betrachtungen vor den Kakteenzuchten anstellte. Von solcher Liebhaberei hatte er auch seinen im Büro geprägten Spitznamen Kakteenmerk.

Wer hätte geahnt, daß er auch hier in der Pflanzenwelt und im Zaubergarten der Blumen von seinem Registrierwesen nicht ließ! Er führte säuberlich Register aller im Botanischen Garten gedeihenden Gewächse, eine wunderliche Liste, darin er jegliche Pflanze aufs genaueste beschrieb und ihren lateinischen Namen, wenn es seine Kenntnisse erlaubten, aufführte, nebst sonderlicher, selbstgefundener Ausdrücke und Namen. In dem grünen Reich der Botanik wußte er besser Bescheid als etwa der Direktor des Gartens und mindestens so gut wie die Gärtner, die mit den langschnäbeligen Gießkannen durch die Gehege schlüpften. Wurden die Anlagen der Gewächshäuser um eine neue Pflanze bereichert, Merck wußte es alsbald; er entdeckte sie, beschaute sie aufmerksam, hieß sie sogar vielleicht mit einem Wort insgeheim willkommen und am Abend trug er zu Hause in seiner Stube ihren Namen in seine Liste ein und ihre besonderen Kennzeichen. Ging aber eine Pflanze ein, zeichnete er in seinem Merkbuch hinter ihren Namen ein Kreuz und schrieb die Todesursache hinzu, die Krankheit und den Befund. So war er, und so lebte er.

Im Winter mußte er den Botanischen Garten sehr entbehren, einzig das Glashaus machte ihm Freude. War es dann einmal ein sehr kalter Sonntag, rührte er sich nicht aus der Stube. Er trug zu Haus einen rot- und gelbgestreiften, auswattierten Umhang, den er einst auf einer Versteigerung erstanden hatte und der ihm das Aussehen eines Mandarinen, eines chinesischen, im Amt ergrauten Hofbeamten gab. Freilich war ihm der Mantel um eine Handbreite zu lang; der gelbgefaßte Saum schleifte beim Auf- und Abwandern auf den Fersen; doch Merck hatte sich zu einer Kürzung nicht entscheiden können, er hätte den schönen Saum opfern müssen. Wenn Merck so in seinem Zimmer hin und her wandelte, im Mund eine lange, dünne Türkenpfeife, glich er wahrlich einem fernöstlichen Weisen. Er las in seiner Pflanzenliste, nannte die Gewächse, stellte sich ihr Gedeihen vor, ihre Winterblüte — und ging im Geist im Botanischen Garten bei seinen Lieblingen umher. Sie grünten und wuchsen; er sah sie aufstreben und sich miteinander verschlingen zu einem flammenden und strotzenden Gewebe von Blättermustern, Rankenschlangen und Blüten. Sie umarmten ihn mit schweigendem, feierlichem Dickicht, umfächelten ihn mit Zackenblättern — doch wenn plötzlich die Wirtin klopfte und eintrat, entwich der holde Garten bis zur Zimmerwand und verwandelte sich in die geblümte, grün angemalte Tapete, und die Frau gewahrte nicht, daß ihr stiller, unscheinbarer Mieter ein hierhergebannter fernöstlicher Schriftkundiger, Gelehrter und Hofbeamter war und nicht der Schreiber und Registrator Merck aus dem Rechtsanwaltsbüro.

Ebensowenig ahnten es die Gärtner und Gehilfen im Botanischen Garten, und sie, die nie Wunderbares erlebten, bemerkten nicht, daß Merck unter den Pflanzen Hof hielt und mit den Kakteen geheime Unterredungen führte.

Er trat in den Garten, ernst und heiter und begab sich umgehend zu den Kakteen, und die Kakteen standen ehrerbietig und starr. Sie alle blickten auf ihn. Und auch die andern Pflanzen verhielten sich so. Merck ging zu einer schönen Agave, die mitten unter dem Stachelvolk gedieh, und zeichnete sie durch einen freundlichen Blick aus. Die Agave funkelte. Wie Brunnenstrahlen glänzten ihre Blätter.

Guten Morgen! dachte er. Guten Morgen, schöne Agave. Mit jedem Tag wirst du schöner.

Die Agave glänzte noch stärker als zuvor. Mercks Blick übertastete ihre Blattspitzen, daran scharfe Dornen saßen. Gefährliches Pflanzenmädchen! meinte er liebevoll. Nur keine Angst, hier wirst du nicht gefressen! . . . Er wandte sich einem Schlangenkaktus zu, der in der sonnendurchschienenen Luft herumsuchte, mit fingernden Zweigen, dünn gegliedert wie Krebsgelenke. Immer länger werden deine Beine, alter Schlemihl! Immer dünner. Kein Wunder, daß du schattenlos bist! Nimm dir ein Beispiel an deinem Nachbarn, an Dschingis Khan: wie der Fleisch ansetzt! Was er für einen Speckkopf hat.

Merck lächelte boshaft. Er konnte sich wohl angebrachte Scherze gestatten: heute war ja Sonntag, das Rechtsanwaltsbüro geschlossen und er hielt eine Pflanzenversammlung ab. Was sich wochentags in seinem Innern staute, heute ließ er es ausbrechen — Spöttisches, Scherzhaftes, Heiteres und Geheimes. Die grünen Freunde erfuhren es, teilten es mit ihm, verstanden ihn . . .

Sagten sie nicht jetzt eben: Guten Morgen Exzellenz! Er hörte es deutlich, hinter den Lichtdünsten des Morgens, fern und doch ganz nah . . .

Die Gärtner eilten mit den Kannen durch die Gehege und begossen die Gewächse.

Merck trat zu seinem besten Freund, einem Igelkaktus. In der Pflanzenliste hatte er den chinesischen Namen Tschuang Yuan, das heißt: „Urbald", denn der Kaktus war das Vorbild aller Kakteen: fleischig, dick, stachelig, gutmütig von Aussehen. Rund war er wie ein Mond und bespickt mit sprießenden Sternenhaaren.

Nach einer alten chinesischen Legende hatte ihn Merck zur Doktorwürde des höchsten Grades erhoben, zum Vorsteher des Pflanzenpalastes. Diesem Doktor Tschuang Yuan hatte er seine innersten Gedanken anvertraut, mancherlei Hoffnungen, mancherlei Leid. Jahre schon kannten sie einander. Tschuang war abgeklärt, weise und gerecht, er hatte die Zeit kennengelernt, bei ihm war alles gut aufgehoben, man konnte mit ihm besprechen, was auch immer war.

Merck neigt sich zu ihm. Aber wie erstaunte er, als er seinen nadelgestachelten Freund anredete. War es Täuschung? Gaukelten ihm seine Augen Phantasien vor?

Tschuang! redete er ihn an. Was tust du?

Der Kaktus hatte eine zierliche, winzige Blütenknospe getrieben. Wie ein lieblicher Gedanke entsprang sie seinem alten Stachelhaupt, gleich einer zarten, keuschen, doch bestimmten Idee. Niemals hatte sich Tschuang derlei einfallen lassen. Ein Ereignis! Und Merck hatte seinen Freund für völlig abgeklärt gehalten. Er blühte, er hatte eine Knospe angesetzt. O Tschuang!

Oder, ach! schickte ihm Tschuang eine Botschaft? Ein geheimes Wort? So lange hatte er geschwiegen, und nun: wollte er ihm etwas sagen?

Merck war tief bewegt. Er hätte niemals solche feine Regung von Tschuang erwartet, innerstes Leben, das ans Licht drängte. Gab er ihm jetzt zurück, was er ihm all die Jahre hindurch anvertraut hatte? Liebe und verborgenes Verständnis? Er hatte dem Freund die Geschichte seines Lebens erzählt — erzählt ihm nun der Freund auch eine Geschichte — und sie war geformt wie eine Blüte?

Gerührt ging Merck abends heim. Kaum, daß er die Stunde seines nächsten Besuches erwarten konnte. Und dann stand er wieder vor der Stachelpflanze, in Betrachtung versunken. Die Blüte war herangewachsen und strahlte in einem seltsamen Rot. Erstaunlich! Eine solche Blüte hatte er noch nie gesehen, auch die Gärtner des Botanischen Gartens wußten sich nicht einer so merkwürdigen Kakteenblüte zu erinnern.

Woran gemahnte sie ihn nur? Er schloß die Augen und da entstand vor seinem inneren Gesicht nebelhaft, doch immer deutlicher werdend, ein Bild: die Farbe der Blüte glich genau der Farbe eines Kleides . . . Seidenrot und zart geflammt . . . Es war das Kleid einer Geliebten. Merck erschauerte, angerührt von geisterhafter Regung. Ein alter Schmerz, den er längst verwunden glaubte, erwachte wieder in seinem Herzen, er war ganz verwirrt.

Einmal, vor Jahr und Tag, hatte er zu seinem Pflanzenfreund Tschuang von jenem Mädchen gesprochen; er hatte sie ihm geschildert, ihre Anmut, jede ihrer Bewegungen; damals wahrhaftig, hatte sie ein rotes Kleid von der Farbe der Blüte getragen. Er hatte sie sehr geliebt und war sehr von ihr geliebt worden. Aber ihre Eltern erlaubten ihr nicht, ihn, den Anwaltsschreiber, zu heiraten; eines Tages führte sie ein Kolonialwarenhändler zu einer thüringischen Kleinstadt heim. Doch wurde sie nicht glücklich in ihrer Ehe, die Rosi Lengfelder . . .

Merck blieb bis zum Abend im Botanischen Garten, der Zauber der Blüte ließ ihn nicht los. Als aber die Dämmerung hereinbrach, mußte er gehen. Mit einem letzten, zärtlichen Blick grüßte er die seltene Blüte. Da war ihm, als winke aus der Pflanzenwildnis eine ahnungsvolle Wunschgestalt, aus Duft geformt, mit Blütenhänden, Pflanzenarmen, Blütenlippen . . . Bekümmert ging er fort.

Eine Woche lang blühte die wunderbare Blüte. Dann welkte sie und fiel ab. Als Merck in den Garten kam, hing die Blüte an einem der langen Stacheln. Er fühlte einen körperlichen Schmerz, so leid tat es ihm. Die feine Blüte!

Ach, Tschuang Yuan! Sie war so schön, ich hatte sie lieb! Aber Tschuang stand starr, in würdiger Haltung, abgeklärt und weise. Die Stelle, wo die Blüte geprunkt hatte, war vernarbt. Der alte Pflanzenfreund hatte nichts weiter mitzuteilen, seine zarte Geschichte war erzählt.

Merck nahm behutsam die welke Blüte vom Stachelgesicht seines stummen Freundes und legte sie in sein Notizbuch. Zu Hause wollte er in sein Pflanzenbuch schreiben, wann die Blüte abgefallen war, wie er sie geliebt hatte, wie sie aussah.

Ein paar Tage nachher fand Merck frühmorgens auf seinem Pult im Büro einen Brief. Es war ein Brief seiner Schwester. Sie hatte allerlei zu fragen und aus ihrem Dorf Neuigkeiten mitgeteilt. Nichts von Bedeutung, doch am Ende des Briefes, was stand da? hingekritzelt in eine Ecke . . . Rosi Lengfelder ist am Sonntag ganz plötzlich gestorben.

Merck wurde blaß, seine Hand zitterte, rundum schwankte plötzlich das Zimmer, er mußte sich gegen sein Aktengestell lehnen, aus dem die Registrierzettel nach ihm herausszüngelten . . .

Ach, Tschuang! flüsterte er und preßte die Hand auf sein Herz . . .

Heimgefunden

Von Heinrich Zerkaulen

Ich schlug mir rote Kerben tief
In meine Knabenwünsche ein.
Ich hielt den Weg, wo eine rief,
Als müsse hier die Heimat sein.

Ich tauschte Herz und Lied und Kuß
Und wußte doch im ersten Glühn,
Daß ich schon weiterwandern muß,
Eh' noch die letzten Rosen blühn.

Bis du mir gabest Rast und Kraft!
Mein Herz ist wieder kühn und rauh. —
Ich hab die ganze Wanderschaft
In deinem Blick verloren, Frau.

Das Nest auf der Uhr

Von Gottfried Kölwel

In unserer Küche, in einem neben dem sonnigen Fenster hängenden großen Käfig lebten jahraus, jahrein zwei gelbe Kanarienvögel. Es waren überaus friedfertige Tiere, ein Männchen und ein Weibchen, die sich nie zankten, sondern stets in ungetrübter Gemeinschaft zusammenlebten. Man muß diese Eigenschaft um so mehr betonen, als es auch unter den Vogelpaaren vorkommt, daß sich beide Teile oft recht feindlich begegnen, ja, ich habe es, gerade bei Kanarienvögeln, schon beobachtet, wie das Männchen grimmig auf das Weibchen einhackte, es nach einem bitteren Zwist sogar am Schopf packte und durch den Käfig schleppte.

Von solchen ehelichen Unmanieren völlig unberührt, saßen Hans und Grete, so nannten wir nämlich die beiden Tiere, bald mit wippenden Schwänzchen, bald mit gerecktem Hals, weist recht heiter, auf den Stangen des Käfigs. Er sang, sie piepste, und wenn das Türchen des Käfigs aufging, kamen beide so ungeniert daraus hervor, als wäre die ganze Küche für sie nur die Erweiterung ihrer friedlichen Wohnstatt. In Wirklichkeit war es ja auch so, sie saßen bald auf dem Küchenschrank, bald auf dem Tisch, sie probierten von allem, was da zurechtgeschnitten und gekocht wurde, besonders von warmen Kartoffeln, sie setzten sich der Köchin auf die Schulter, wenn sie hin und her ging, ja, sie hielten sogar, was das seltsamste war, mit dem Hund, einem englischen Terrier, die vertraulichste Freundschaft. Während dieser sie oft stumm und mit großen Augen ansah, setzten sie sich auf seinen Rücken und taten so erfreut, als wäre ihnen der weiche Boden unter den Füßen ganz besonders erwünscht.

Diesen beiden, mit allem in der Küche so vertrauten Vögeln, die nie den Raum verließen, auch wenn die Fenster länger offen standen, richteten wir alle Jahre im Frühling ein weiches Nest zurecht. Wir legten warme Wollfäden in den Käfig und warteten von Tag zu Tag, bis das Weibchen sich setzen und die ersten Eier legen werde. Da geschah es nun, zu unserem großen Erstaunen, daß die Vögel nicht im Käfig bleiben wollten, sondern immer und immer wieder durch das meist offene Türchen in den freien Raum herausflogen. Wie wir bald bemerkten, setzten sie sich stets auf die Küchenuhr, die ziemlich hoch an der weißgetünchten Wand hing. Es war eine große, einfache Wanduhr, eigentlich nur aus einem viereckigen Kasten bestehend, aus dem unten der Perpendickel hervorhing. Das weiße Zifferblatt glich einem ruhelosen Gesicht, das, im Kreise wechselnd, bald älter, bald jünger zu werden schien, indem die Zeiger sich wie Falten änderten, während der Perpendickel, ein unermüdlicher Fuß, sich fort und fort bewegte.

Wir holten, den Wunsch der beiden Vögel zu erkennen glaubend, die Trittleiter herbei und richteten das Nest oben auf dem Uhrkasten zurecht. Und siehe da, die Trittleiter war kaum wieder fortgeschafft, da saß das Weibchen auch schon im Nest. Es sah, während das Männchen noch immer unruhig in der Küche umherflatterte, mit seinen beiden kleinen Augen so vertraulich zu uns herab, als wollte es sich für das Nest bedanken. Trotzdem dauerte es nicht lange, da flog auch das Weibchen wieder auf, dem Männchen nach, und wir wußten nun wirklich nicht mehr, wo die junge Mutter denn eigentlich sitzen wollte. Denn die beiden Vögel verharrten ja nirgends in längerer Ruhe, sie flogen auch immer wieder auf den Uhrkasten zurück, um ihn jedoch ebenso rasch wieder zu verlassen.

Da überließen wir die beiden Vögel sich selbst und dachten, sie werden sich das Nest schon dorthin bauen, wo es ihnen am besten gefällt. Welch eine Ueberraschung erlebten wir da. Nachdem nämlich die beiden Vögel, auch jetzt wieder, bald da, bald dort Platz gesucht hatten, um sich stets wieder davon zu entfernen, erblickten wir, wie Hans, das Männchen, sich mit einem kühnen Schwung abermals der Uhr näherte und, dort angekommen, plötzlich überaus heftig mit beiden Flügeln schlug, um sich in der Luft festzuhalten. Im nächsten Augenblick ging er mit dem Schnabel auf den tickenden Perpentickel los, als wollte er sich in das harte Metall verbeißen. Nun kam ihm auch Grete, das Weibchen, zu Hilfe, gleichfalls heftig flatternd, und griff den Perpendickel von der andern Seite an. Der Perpendickel freilich wehrte sich, schlug bald gegen den einen bald gegen den andern Vogel. Doch Hans und Grete ließen in ihrem Angriff nicht nach: der eine Vogel suchte den ruhelos bewegten Fuß der Uhr von links, der andere Vogel von rechts mit Schnabel und Flügel zu hemmen, und so gelang es ihnen tatsächlich nach einiger Zeit die Uhr zum Stillstand zu bringen. Reglos und schwer hing der Perpendickel schließlich nach unten, einem gelähmten Fuß gleich, während die Uhr mit stillstehenden Zeigern ein höchst verwundertes Gesicht zu machen schien. Dieses Gefühl wirkte um so merkwürdiger, als sich nun Grete wieder in das Nest auf dem Uhrkasten setzte und diesmal — auch sitzen blieb . .

Von da ab gab es für das Tier nichts anderes mehr zu tun, als zu brüten. Es kümmerte sich weder um den Küchenschrank noch um den Tisch, nicht um Köchin und Hund, um gar nichts kümmerte es sich, als um seinen dunklen Trieb, dem sich stets verjüngenden ewigen Leben zu dienen. Während ich so das brütende Tier über der stillstehenden Uhr betrachtete, war es mir, als wäre jetzt eine Zeit angebrochen, die gar keine Zeit mehr war. Immer wieder sah mich der Vogel an, so wie mich auch das Uhrgesicht ansah, und mir schien es, als wollten die beiden Gesichter sagen, daß die Zeit stehen bleibt, wenn das Ewige beginnt . . .

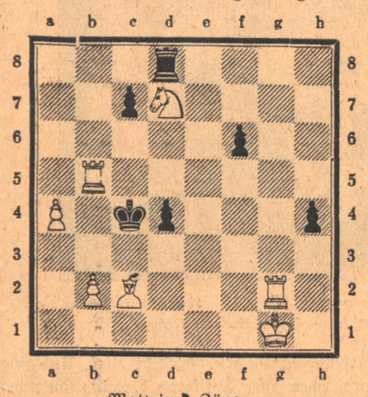
Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 19 — 13. Mai 1934

Problem Nr. 21

Pg. Prof. Köbele-Freiburg.



Matt in 2 Zügen

Probl. Nr. 8. Zipperlin 4er: Ke7, Db2, Ta8, Bb3, c4, d3, f3, Ke5, Sd4, Bb4, c5, f4, f6.

Vom Verfasser selbst als Kleinigkeit angesprochen, hat diese Aufgabe unsern ungeteilten Beifall gefunden. 1. Ta8—g8! f5 2. Tg4! fg, 3. fg f3, 4. Dh2 Matt. Das Nebenspiel: 1. Tg8, Kf5, 2. Kf7, Ke 5, 3. Td8!

Probl. Nr. 9. Zipperlin 8er: Kd1, Tb1, Lh3; Kf1, Td8, g1; Le1, h1; Bd2, f2, g2. 1. Lh3—f5! T beliebig 2. Lc2 T bel. 3. Tb3 T bel. 4. Te3! Der Sperrzug! 4.... Td4. 5. Lb1! Der einzig mögliche Tempozug! 5.... T bel. 6. Le4 und Matt in 2 Zügen auf e2.

Probl. Nr. 10 Berlinghof 3.er: Kf3, Te8, Se6; Kh4, Se7, Bh3, h5. 1. Te8—a8! Abspiele leicht, dafür entschädigt der geringe Materialaufwand.

Probl. Nr. 11. Hermann 3.er: Ke1, Df8, Tg1, Le4, g7; Sf6, Ba2, b6; Kd4, Lf1, Sb7, Bc4, e2, e6, g2. 1. Df8—a3! Drohung: Dc3+! usw. 1. . . . c3. 2. Db4+. 1. . . . Ke5. 2. Dc3+ Kd6 3. Lf8 Matt. 2. . . . Kf4. 3. Lh6 Matt.

Probl. Nr. 12. Roser 3.er: Kd1, Dc7, Td5, Le8, Se5, Be3, f2; Ke4, La8, Sh7, h8; Bd3, g5. 1. Se5—f3! 1. . . . Kf3: 2. Dg3+. 1. . . Kd5: 2. Da5+ Kc4, 3. Sd2 Matt.

Probl. Nr. 13. Nutz 3.er: Kb5, Dh2, Tb4, Lh8, Sd7, g5; Ba6, c5, f4; Kd5, Tg3, g6; Lb2, g4; Sf2, Ba2, a7, e2, e6. 1. Dh2—h7! 1. . .Tg7. 2. Dc2. 1. . . . Lg7, 2. Dg8, 1. . . . e5, 2. Dg8+.

Probl. Nr. 14 Becker (korrigiert) 3er: Kc8, Te3, g2; La3, Sc7, b5; Bb2, c5, b6, e6; Kc6, Th3, Lh2, Sg8, h6, Ba4, b3, e7, g4, h5. 1. . . . Tg2—g3! 1. . . . Tg3: 2. Te5! 1. . . .Lg3: 2. Tc3!

Richtige Lösungen sandten ein: Theod. Hilgers-Konstanz, O. Ruthardt-Karlsruhe, Schachabteilung Mädchen-Wilkensschule-Heidelberg teilweise, W. Doll-Bruchsal, E. Mosetter-Hornberg teilweise, M. Dischler-Offenburg, K. Eicher-Mosbach. R. Zwilling-Heidelberg, teilweise, K. Berlinghof, E. Neckermann-Eppingen, E. Pfützner-Heidelberg, A. Moll-Dossenheim, teilweise.

Der Großkampf auf den 64 Feldern

Die 12. Partie der Schachweltmeisterschaft

Wir bringen heute die 12. Partie des Schachweltmeisterschaftskampfes, die eine der besten Schachleistungen nicht nur des augenblicklichen Wettkampfes, sondern des letzten Jahrzehnts darstellt. Besonders bemerkenswert ist, daß Bogoljubow offenbar seine alte Erfindungskraft wieder gefunden hat und wieder mit überraschenden Zügen arbeitet. Die Partie war eine typische Kampfremise mit Hieb und Gegenhieb. Sie nahm folgenden Verlauf:

Weiß: Dr. Aljechin, Schwarz: Bogoljubow

1. d2—d4 Sg8—f6 2. c2—c4 e7—e6
3. Sg1—f3 d7—d5 4. Sb1—c3 c7—c6
5. e2—e3

auf die Cambridge-springs-Variante

5. Lg5 Sbd7 6. e3 Da5 will sich Dr. Aljechin nach seiner Niederlage in der 10. Runde also nicht mehr einlassen.

5. . . . . Sb8—d7 6. Lf1—d3 d5:c4
7. Ld3—c4 b7—b5 8. Lc4—d3 a7—a6
9. e3—e4 c6—c5 10. e4—e5 c5—d4
11. Sc3:b5 Sd7:e5

Im Gegensatz zu B. hält A. zuerst Lb4 + und dann erst S:e5 für günstiger.

12. Sf3:e5 a6:b5 13. 0—0

Bis hierher ist die Partie in Bogoljubow's Lehrbuch: „Die moderne Eröffnung d2—d4!" angegeben. Dort wird mit L:b5 + Ld7 fortgesetzt, wonach Schwarz ein gutes Spiel erhält.

13. . . . Dd8—d5 14. Dd1—e2 Lc8—a6
15. Lc1—g5 Lf8—e7 16. a2—a4 0—0
17. a4 : b5

sehr in Frage kam auch sofortiges f2—f4, um auf Lb7 mit L:b5 fortfahren zu können.

17. . . . La6—b7 18. f2—f4 h7—h6!
19. Lg5—h4

unvorteilhaft wäre die Abwicklung 19. L:f6 L:f6 20. Sc6 L:c6 21. bc6 D:c6 22. Le4 wegen Db6! 23. T:a8 d3+ 24. Df2 Ld4! und gewinnt.

19. . . . Ta8:a1 20. Tf1:a1 Tf8—a8

Nun erst zeigt sich die Bedeutung des 18. Zuges h6!; wäre er nicht geschehen, so hätte Weiß zumindestens Remis durch 21. T:a8 L:a8 22. L:f6 L:f6 23. L:h7+K:h7 24. Dh5 Kg8 25. D:f7+ usw.

21. Ta1—f1 Le7—c5!

Bis hierher betrug die Bedenkzeit für A. 20, für B. 83 Minuten. In äußerst komplizierten Stellung denkt der Weltmeister über eine halbe Stunde nach. 22. f5 sieht nicht gut aus wegen Se4! z. B. 23. D:e4 D:e4 24. L:e4 L:e4 25. Sd7! Ld6 26. fe6 fe6 27. Td1 Lf4! usw. Auf 22. L:f6 gf6 23. Sg4 Kg7 steht B. ebenfalls überlegen. A. opfert deshalb einen Bauern mit

22. Se5—c6 Lb7—c6 23. b5:c6 Dd5:c6
24. Lh4:f6 g7:f6 25. De2—g4+ Kg8—f8
26. Dg4—h5 Lc5—b6 27. Dh5:h6+ Kf8—e7
28. Dh6—h5 Ta8—b8 29. Dh5—e2 Lb6—a5!!

Dieser Zug ist im ersten Augenblick unverständlich; er erweist sich aber in Verbindung mit nachfolgendem Damenmanöver als die Einleitung eines strategisch höchst genialen Planes.

30. h2—h4 Dc6—b6! 31. h4—h5

der Bauernvorstoß ist sehr zweischneidig — entweder wird der Freibauer gefährlich oder schwach.

31. . . . Db6—b4 32. De2—c2 f6—f5!

legt die weißen Königsbauern fest; D:b2 ging nicht wegen De5+ und D:a5

33. Tf1—c1 Ke7—f6 34. Dc2—f2 Kf6—g7
35. Tc1—b1 Kg7—h8

D:b2 scheiterte an Dg3+ nebst Tb1; nun ist der schwarze König in Sicherheit.

36. b2—b3 Tb8—g8! 37. Lb3—c4 Db4—c3
38. Kg1—f1 La5—b6 39. Df2—e1
40. Tb1:e1 Tg8—g4
41. Te1—a1 bietet noch die besten Gegenchancen.

41. . . . Tg4:f4+ 42. Kf1—e2 Tf4—e4+
43. Ke2—d1 Kf8—g7 44. Ta1—a8! Lb6—c5
45. Ta8—b8 Lc5—b6 46. Tb8—b7 Kg7—f6
47. b3—b4 Te4—g4 48. b4—b5!

nur energisches Handeln kann die Partie retten; Lf1 wäre offensichtlich schlecht.

48. . . . Tg4:g2 49. Tb7—b7 Lb6—c5
50. Td7—c7 Lc5—b4 51. Tc7—b7 Tg2—b2+
52. Kb1—c1 Tb2—h2 53. b5—b6 Lb4—b2+
54. Kc1—b1 Lb2—f4 55. b6—b7 Th2:h5
56. Td7—b8 Th5—h2 57. b7—b8D Lf4:b8
58. Td8—b8 e6—e5! 59. Tb8—b8! Th2—h3
60. Td8—b7 Th3—c3 61. Lc4:f7! b4—b3?

hier mußte e5—e4! geschehen, wonach es für Weiß wohl keine Rettung mehr gegeben hätte.

62. Kb1—b2 Tc3—c2+ 63. Kb2—b3 e5—e4
64. Lf7—c4 Kf6—e5 65. Tb7—b5+ Ke5—f4
66. Lc4—b5! Tc2—h2

Tc7 sieht stärker aus, reicht aber auch nicht mehr zum Gewinn; Lb7 darf Weiß allerdings darauf nicht spielen, denn nach T:b7 T:b7 Ke3 wäre er gegen die schwarze Bauernsphalanx machtlos.

67. Kb3—c3 Th2—h5 68. Lb5—d7 Th5—g5
69. Kc3—b2 Tg5—g2+ 70. Kb2—c3 Tg2—g5
71. Kc3—b2 Tg5—h5 72. Kb2—c3 Kf4—e3
73. Lb7:f5 b3—b2 74. Kc3—c2

remis gegeben.

Eine von beiden Meistern prachtvoll gespielte Partie. Nach Beendigung sachte lachend Dr. Aljechin: „Wenn wir uns weiterhin so verbissen und unnachgiebig bekämpfen, so sind wir am Ende des Wettkampfes nicht nur halb sondern beinahe ganz tot. Aber trotzdem werde ich es nicht sein lassen."

Merkwürdigkeiten

Die Schwestern von Ursberg

Das schwäbische Kloster Ursberg besitzt die einzige weibliche Feuerwehr Süddeutschlands; sie besteht aus den Schwestern der Josephs-Kongregation, die in diesem Kloster eine Anstalt für krüppelhafte Mädchen betreuen. Als kürzlich in Ursberg ein schweres Feuer ausbrach, trat die weibliche Feuerwehr zum erstenmal in Aktion; es gelang ihr, das Feuer zu lokalisieren und die Anstaltsinsassen in Sicherheit zu bringen.

Italien und Sibirien in Waldenburg

Dicht nebeneinander stehen auf der Landkarte von Waldenburg die Namen „Italien" und „Sibirien". Es sind zwei Schluchten in der Nähe von Weckelsdorf, von denen die eine auffallend warm, die andere besonders kalt und den größten Teil des Jahres über mit Schnee bedeckt ist. Der Volksmund hat ihnen daher jene Namen verliehen, die nun auch von den Kartographen anerkannt wurden.

Die Heimat des Karussells

Der Reisende, der kurz vor Nordhausen aus dem D-Zug-Fenster blickt, ist erstaunt, plötzlich dicht an Achterbahnen und Karussells vorbeizufahren, ohne den dazugehörigen Jahrmarkt entdecken zu können. Es ist das kleine Dorf Roßla — die Heimat des Karussells, der Achterbahn und Schiffsschaukel. Das größte Spezialunternehmen Deutschlands, das sich mit dem Bau dieser beliebten Vergnügungsmittel befaßt, läßt heute noch in Roßla neue Karussellkonstruktionen bauen, alte Mechanismen verbessern und von hier aus bunte Wagen zu den Messen und Rummelplätzen ziehen.

Napoleons Doppelgänger

Im Dorf Cospeda unweit Jena, auf dem Schauplatz der für Preußen so unglücklichen Schlacht, steht ein Gasthaus, dessen Wirt eine merkwürdige Berühmtheit besitzt. An Tagen mit besonders gutem Fremdenbesuch zieht er das historisch getreue Kostüm Napoleons an, besteigt einen Schimmel und reitet in Feldherrnpose über die Wahlstatt. Da er tatsächlich eine gewisse Aehnlichkeit mit dem großen Korsen besitzt, ist die Täuschung so vollkommen, daß der Zuschauer sich um dreizehn Jahrzehnte zurückversetzt glaubt.

Eine Uhr geht vor

In Görlitz darf man sich nicht nach der Turmuhr des Rathauses richten, wenn man genaue Zeit haben will — sie geht nämlich 7 Minuten vor, und zwar bereits seit fast 700 Jahren! Im Jahre 1253 taten sich einige Verschwörer zusammen und beschlossen, an einem bestimmten Tag Punkt 12 Uhr die Stadtväter, die das Rathaus zu dieser Zeit zu verlassen pflegten, umzubringen. Aber einer der Verschwörer wurde von Reue gepackt und schlich sich heimlich auf den Turm, um die Uhr — eine der ersten deutschen Räderuhren — sieben Minuten vorzustellen. So wurde der Mordplan zunichte, und seither lassen die dankbaren Görlitzer ihre Turmuhr um sieben Minuten vorgehen.

Fuhrmannstaufe am Nadelöhr

Die kleinste Straßenpassage der Welt ist wohl das „Nadelöhr" bei Ilfeld, ein winziges Felsloch, gerade für ein Fuhrwerk passierbar; aber es ist einer der Eingänge zum Harz und seinen großen Verbindungsstraßen. Einst bestand der Brauch, daß die Fuhrleute, die hindurchfahren wollten, vorher durch das Nadelöhr kriechen mußten — eine „Fuhrmannstaufe" ähnlich der Aequatortaufe auf dem Ozeanschiff.

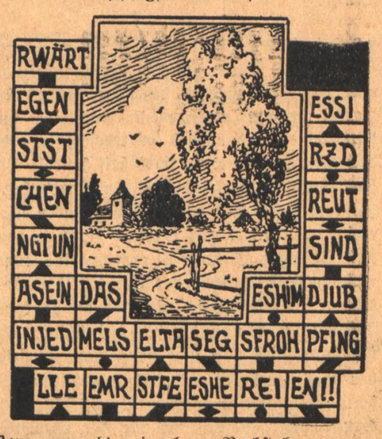
Deutschlands kleinste Gemeinde

Zwischen Blankenburg und Halberstadt liegt die kleinste Gemeinde des Reiches: Regenstein mit seiner uralten Sandsteinburg, die heute unbewohnt ist. Die Bewohner des Regensteiner Gasthauses, des einzigen Gebäudes außer der Burg, bilden die „Einwohnerschaft", die fünf bis höchstens sieben Personen zählt.

R. Burger.

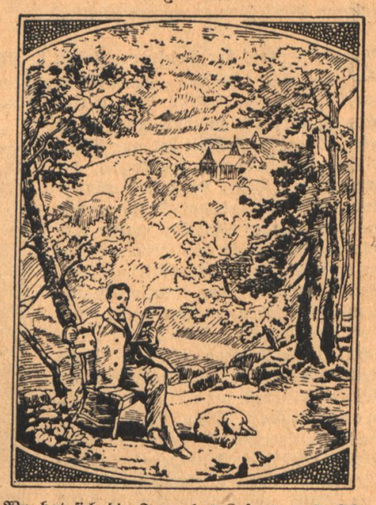
Rätsel-Ecke

Pfingstbilderrätsel



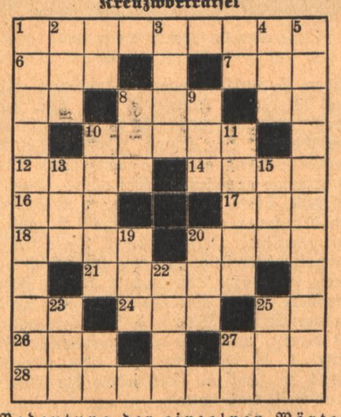
Wenn man die einzelnen Buchstabengruppen nach einem bestimmten Muster aneinanderreiht, so ergibt sich ein Pfingstspruch. Wie lautet er?

Vexierbild



Wo hat sich die Frau des Lesers versteckt?

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Feueranfacher, 6 Stadt im Erzgebirge, 7 weiblicher Vorname, 8 Sonnengott, 10 Metall, 12 törichter Mensch, 14 Nebenfluß des Rheins, 16 Wassersäugetier, 17 Klang, 18 Wild, 20 Buch der Bibel, 21 Flettnerscher Drehmast, 24 männlicher Kurzname, 26 Gegner Luthers, 27 Gedichtart, 28 Arzneipflanze;

b) von oben nach unten: 1 Kurort in Baden, 2 Ausguck, 3 Heldengedicht, 4 Teil des Auges, 5 Schlager, 8 englischer Adelstitel, 9 biblische Frauengestalt, 10 Münchener Maler, 11 Schöpfung, 13 Fisch, 15 Farbe, 19 Kummer, 20 europäische Hauptstadt, 22 altrömisches Gewand, 23 Ausruf, 25 Gruß. 30736

Auflösungen unserer Rätsel

Monogrammrätsel:

Man beginnt bei dem Monogramm TU und erhält, wenn man der Kaleidoskoplinie folgt, den Text: Tue recht und scheue niemand.

Magisches Gitterrätsel:

1. Cannstatt, 2. Andermatt, 3. Stimmlage, 4. Stuttgart.

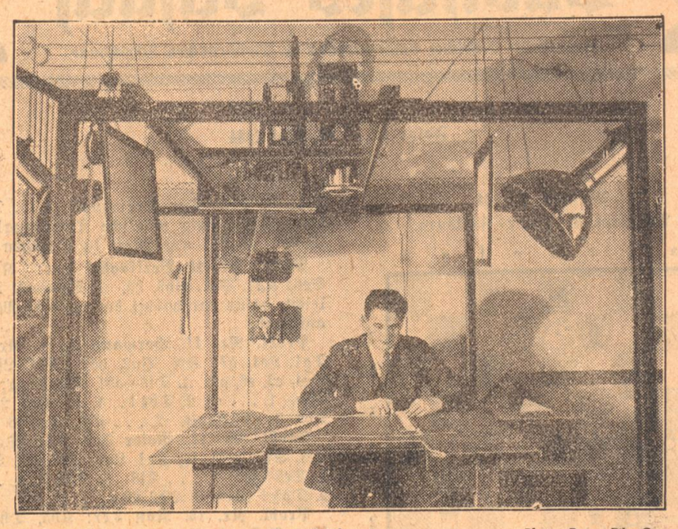
Rebus: Die Zeit teilt, heilt, eilt.

Kreuzworträtsel:

a) 1 Kalif, 5 Asra, 9 Oran, 10 Kleid, 11 Lokal, 13 Inge, 14 Ase, 16 Tal, 17 Skala, 19 Stahl, 21 Ave, 23 See, 25 Lena, 27 Ewald, 29 Braue, 30 Auge, 31 Este, 32 Iller; — b) 1 Kola, 2 Arosa, 3 Lake, 4 Ina, 5 Ali, 6 Senta, 7 Riga, 8 Adele, 12 Lakai, 15 Bahre, 18 Halbe, 19 Senat, 20 Folge, 22 Vers, 23 Saul, 24 Eder, 26 Aue, 28 Wal.

TÖNENDE SCHRIFT!

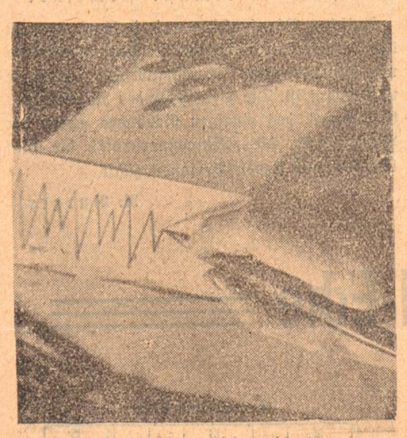
Wie man mit Feder und Tusche Musik macht



Rudolf Pfenninger *Photo: Bayer. Film-Ges.*
der Erfinder der **„Tönenden Handschrift“**, *bei der Photographie einer Tonkurve*

Die rastlos vorwärtsschreitende Technik stellt uns täglich vor neue seltsame Schöpfungen und „Wunder“, die bei näherem Hinsehen eine natürliche und oftmals verblüffend einfache Lösung einer Idee oder eines Problems darstellen. Nachstehend soll nun von einer neuartigen Methode der Tonerzeugung, der sogenannten tönenden Handschrift berichtet werden.

Es erscheint jedermann als selbstverständlich, daß zu einem Ton auch ein körperlicher Tonerzeuger gehört. Die moderne Technik hat aber auch hier neue Möglichkeiten geschaffen, so daß man diesen Satz nur unter Vorbehalt aussprechen darf. Zu den natürlichen Lauterzeugern (Menschen und Tiere), den künstlichen Tonquellen (Musikinstrumente) sowie den tech-



Eine Tonkurve wird gezeichnet

nischen Geräuscherzeugern (Maschinen, Apparate, Werkzeuge, Fahrzeuge etc.) sind neuerdings auch noch synthetische getreten. Es seien hier die auf der letzten Großen Deutschen Funkausstellung gezeigten elektrischen Musikinstrumente genannt, insbesondere dasjenige, bei dem Töne durch Annähern und Entfernen der Hand an einen Metallstab „aus der Luft gezaubert“ werden können. Diese Methode stellt eine Vereinigung eines synthetischen mit einem technischen Tonerzeuger dar, da sie eine besondere, einem Radiogerät ähnliche Apparatur verwendet. Töne und Geräusche ohne jedes direkte, natürliche oder mechanische Hilfsmittel, d. h. sozusagen aus dem akustischen Nichts zu schaffen, blieb jedoch der tönenden Handschrift vorbehalten.

Bevor auf sie eingegangen wird, sei noch bemerkt, daß die ersten Versuche zur handschriftlichen Aufzeichnung von Tönen und Geräuschen bis auf das Jahr 1870 zurückgehen und daß sich im letzten Jahrzehnt mehrere Erfinder, ohne voneinander zu wissen, gleichzeitig mit diesem interessanten Problem beschäftigt haben. So werden Versuche gemacht, Töne in Schallplatten einzuzeichnen, wie auch regelmäßig geformte Ornamente als Tonschrift zu benutzen. Durch Anordnung von Ausschnitten auf rotierenden Scheiben und deren Durchleuchtung mit einer Fotozelle gelang es einem Arzt, Herztöne und deren durch die verschiedenen Herzleiden charakterisierten Tonabweichungen künstlich herzustellen. Die aussichtsreichste, ganz allgemein anwendbare und auch schon praktisch vorgeführte Methode macht von aufgezeichneten Kurven Gebrauch. Sie stellt das Ei des Kolumbus dar und stammt von dem Münchener Erfinder Rudolf Pfenninger, der sie in fast dreijähriger Arbeit bis zur praktischen Brauchbarkeit entwickelte. Sie beschränkt sich nicht wie die anderen Systeme auf bestimmte Anwendungsgebiete oder Töne, sondern kann zur künstlichen Erzeugung beliebiger Klänge und Geräusche, wie auch der menschlichen Sprache dienen!

Töne bestehen bekanntlich aus Wellenbewegungen der Luft, die sich von der Schallquelle ausgehend ebenso im Raume ausbreiten, wie z. B. die von einem ins Wasser geworfenen Stein erzeugten Wasserwellen auf der Wasseroberfläche. Man kann die Schallwellen sichtbar machen, wenn man eine Stimmgabel anschlägt und eine an ihr befestigte Nadel schnell über eine berußte Glasplatte hinweggleiten läßt. Es entsteht dann eine mehr oder minder gezackte, große oder kleine, spitze oder flache fortlaufende Wellenlinie oder Kurve, die Tonkurve, die eine genaue Aufzeichnung des betreffenden Tons bzw. Geräuschs darstellt. Es ist einleuchtend, daß jeder Ton gemäß seiner Schwingungszahl eine andere, nur ihm zu eigene, Kurve hervorrufen wird und zwar verursachen tiefe Töne flache Wellenlinien und hohe Töne spitze Kurven. Dementsprechend zeichnen sich leise Töne als niedrige und laute Töne als hohe Wellenzüge ab. Da man zur Herstellung der Tonkurven nicht jeweils eine besondere Stimmgabel in Bewegung setzen kann, erhebt sich die Frage, wie sie nun eigentlich erzeugt werden? Das Verfahren ist im Prinzip sehr einfach und jedem Leser unter dem Namen Tonfilm bekannt. Die von den aufzunehmenden Tönen hervorgerufenen Schallschwingungen erregen ein Mikrophon und lösen hier ihrem Rhythmus genau entsprechende Stromschwankungen aus. Diese setzen einen winzigen Spiegel in Bewegung, wodurch ein kleiner von einer Lichtquelle auf ihn geworfener Lichtstrahl auf und ab wandert. Den Lichtstrahl läßt man auf den schnell vorbeilaufenden Film fallen. Hierdurch wird er räumlich auseinandergezogen, so daß auf dem Film eine fortlaufende Wellenlinie entsteht. Es entsprechen dann die einzelnen Kurven in Form und Lage genau den sie hervorrufenden Tönen!

Wir sind gewöhnt Töne und Sprachlaute durch Noten und Buchstaben schriftlich wiederzugeben, ohne zu bedenken, daß es sich hierbei nur um einen, wenn auch sehr gut durchdachten und äußerst praktischen, so aber doch eben nur um einen Notbehelf handelt. Die handschriftliche Aufzeichnung in Kurvenform hat derjenigen in Noten und Buchstaben aber einige wesentliche und wichtige Vorteile voraus. So lassen sich durch sie auch unreine Töne, maschinelle Geräusche aller Art, beliebige Naturlaute (Tierstimmen) usw. für die es keine Symbole gibt, und die sich auf übliche Art überhaupt nicht oder nur mangelhaft umschrieben darstellen lassen, naturgetreu abbilden. Sodann vermittelt die Tonkurve nicht nur den Grundklang, sondern auch alle, den Charakter eines Musikinstruments oder einer Stimme ausmachenden Obertöne. Man kann aus den Aufzeichnungen die Tonreinheit ebenso wie die Abweichungen vom Normalen bei beliebigen anderen Tonerscheinungen gut ablesen.

Bei Kenntnis der Tonkurven lassen sie sich natürlich auch von Hand zeichnen bzw. konstruieren, was bereits 1930 in einer deutschen Patentschrift ausführlich dargelegt wird. Diese Möglichkeit hat nun Pfenninger praktisch ausgearbeitet, indem er alle Töne, Klänge, Geräusche und Laute mit einem Oscilographen als Tonkurven sichtbar machte und analysierte und so die Voraussetzung zu einer schriftlichen Nachbildung schuf. Durch Konstruktion entsprechender Tonkurven lassen sich aber auch vollkommen neue Töne, Geräusche und Klangeffekte sowie synthetische Musik in unübersehbarer Mannigfaltigkeit, wie sie noch kein menschliches Ohr je gehört hat, erzeugen! Auch können auf diese Weise akustische Zeitlupen-, Zeitverkürzungs- und Großaufnahmen in jeden Film eingefügt werden, wodurch sich namentlich für den Tonfilm ganz neue und ungeahnte Wirkungen ergeben. Die Herstellung und Fixierung der gezeichneten „künstlichen“ Töne ist viel einfacher als die Aufnahme von Naturmusik mit den dazu nötigen umfangreichen Apparaturen. Eventuelle Fehler und Mißtöne können jederzeit abgestellt werden, was beim üblichen Tonfilm nicht möglich ist.

Stromschwankungen angeregt wird. Und zwar entsprechen diese den durch Originallaute hervorgerufenen und durch ein Mikrophon erzeugten Impulsen und dienen nach millionenfacher Verstärkung zum Betrieb des Lautsprechers!

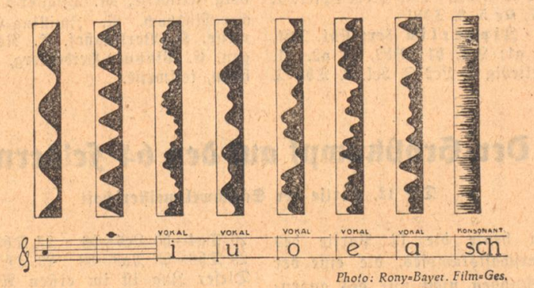


Photo: Rony-Bayer. Film-Ges.
So sieht die tönende Handschrift Rudolf Pfenningers aus

Wie geht nun die schriftliche Herstellung von Tönen und ihre Umsetzung in Schall vor sich? Die in unseren Bildern in Anfertigung und Ausmalen mit Tusche und Pinsel veranschaulichte Tonkurve wird mit anderen vereinigt auf einen Film photographiert der dann den üblichen Herstellungsprozeß durchmacht. Beim Abspielen des Films erscheinen dessen Bilder auf der Leinwand, während die in Töne verwandelten Schallkurven im Lautsprecher erklingen. Die akustischen Aufzeichnungen (Tonkurven) sind auf dem Rand des sonst normalen Films untergebracht. Die Bilder werden durch ein Linsensystem auf die Leinwand geworfen und die Tonaufzeichnung gleichzeitig an einem ganz schmalen Schlitz (von 1½hundertstel Millimeter Breite) vorbeigeführt. Eine hinter dem Film befindliche Lichtquelle erzeugt einen aus dieser Blende austretenden und durch ihn hindurchgehenden Lichtstrahl, dessen Stärke von der Höhe des vorbeilaufenden schwarzen Tonkurvenbildes abhängt, je nachdem, wieviel Fläche von ihm gerade verdunkelt wird. Die Helligkeit des entstehenden Lichtstrahls wird somit jeweils der Höhe der Tonkurve und natürlich auch dem ihr zugrundeliegenden Ton entsprechen. Der so gesteuerte Strahl trifft auf eine hinter genannter Blende aufgestellte Photozelle. Dieses seltsame Gebilde besitzt eine lichtempfindliche Masse, die durch auftreffendes Licht (ähnlich wie das Mikrophon) durch Schallwellen) zur Abgabe von

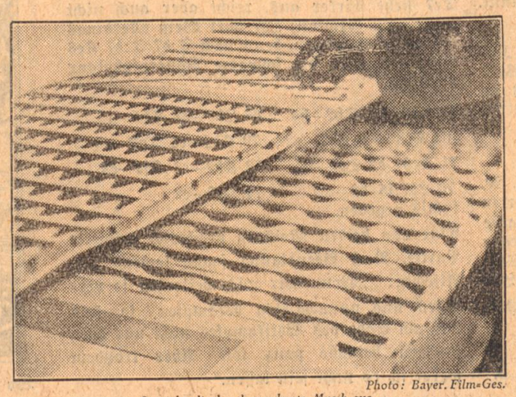


Photo: Bayer. Film-Ges.
So sieht die handgezeichnete Musik aus, die Pfenninger zu den Puppenfilmen der Gebrüder Diehl herstellte

Dem Erfinder Rudolf Pfenninger ist es durchaus möglich, ganze Worte und Sätze, wie auch Musikstücke in Tonschrift aufzuzeichnen. Er kann die Tonhöhe und Tonstärke beliebig variieren und durch eine Art Verästelung der Kurven auch verschiedene Klangcharaktere schaffen. Einer solchen Nachahmung von Sprache und Musik fehlen freilich die aller-

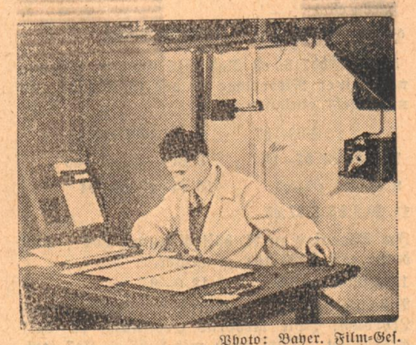


Photo: Bayer. Film-Ges.
Der Erfinder der „Tönenden Handschrift“
Rudolf Pfenninger
photographiert (von oben) seine Tonzeichnung

letzten, von den Obertönen bestimmten Feinheiten.

Dafür ist eine solche genau ausgerechnete und in gleichmäßigen Linien aufgezeichnete Musik an sich aber von einer Präzision, wie sie mit Musikinstrumenten nicht erzielt werden kann.

Die künstliche Herstellung von mit bekannten Mitteln in hoher Vollendung Erreichbarem ist aber auch gar nicht das Ziel der neuen Methode, die von ihrem Erfinder in klarer Würdigung der Umstände in erster Linie zur Schaffung vollkommen neuer Klänge verwendet wird. In mehreren aus Tonkurven hergestellten Kurzfilmen konnte er Musik vorführen, die in ihrer nie gehörten, seltsamen, von keinem Instrument erreichbaren Klangfärbung fantastisch anmutet. Zusammen mit der ganz außerordentlichen Exaktheit der von Obertönen freien Klänge, die bald wie Xylophon, bald nach Harfe und bald nach Horn klingen und doch wieder ganz anders sind, ergibt sich eine Musik sphärenhafter Unwirklichkeit, die man mit andächtigem Staunen bewundert!

Die 4 Liebhaber

Von Wilm Freiherrn v. Münchhausen

Ich hatte gerade noch zehn Cents in der Tasche. Mein letztes Hemd war nicht mehr heil, und in den Schuhsohlen waren Löcher, die das Gehen auf dem glühenden Asphalt fast unmöglich machten. Los Angeles war heiß wie die Hölle selbst! Mit revoltierendem Magen schlenderte ich die vierte Straße nach Süden zu, Tuscon Thompsons Bar entgegen. Dort konnte man für wenig Geld einen eiskalten „Drink" erhalten und nebenbei von den Butterbroten essen. In der Bar roch es nach Zigarren, nach Bier, Whisky und anderen Getränken. Tuscon Thompson war ein Original. Wenn er in Stimmung war, zeigte er den in Spiritus aufbewahrten Kopf des Gila Kid, den er vor Jahren seinem Inhaber abgeschnitten hatte. An den Wänden hingen alte Zeitungen, die darüber groß berichteten. Gila Kid war der gefürchtetste Bandit in ganz Arizona gewesen.

Kaum hatte ich drei Butterbrote gegessen, als Tom Lenken mich an seinen Tisch bat. Dort saßen schon Carlyle Bennet und die schöne Francine Roles, die beiden Stars der Kohler-Film-Co. Tom Lenken reichte mir eine Zigarre und sagte: „Wir brauchen dich, William, nur du kannst den Trick ausführen!" Kurz und gut, er schlug mir vor, mit einem Flugzeug einen lebensechten Absturz zu machen! Damals, um 1910 herum, konnte man sich auf den gebrechlichen Apparaten kaum in die Luft wagen! Ein Absturz kam einem Freibrief für den Friedhof gleich! „2000 Dollar!" sagte Lenken, „Kohler zahlt gut!" Ich fühlte meine Löcher in den Schuhen; mein letzter Cent war auch weg, und Francine Roles legte allen Charme in ihre Stimme: „Sie werden es doch tun, nicht wahr?" Seinerzeit war ich in Francine verliebt gewesen, und ich hatte schon wieder Feuer gefangen! Außerdem: 2000 Dollar!... Entschlossen nahm ich an.

Mit acht Lastwagen wurden Kameras, Reflektoren, Quecksilberlampen und sonstiges Material nach dem Flugplatz Dominguez gebracht. Offen gestanden: Niemals in meinem Leben habe ich eine so merkwürdige Filmgesellschaft wiedergetroffen! Das Manuskript des Films wurde dauernd geändert. Die eine Hälfte war aus Novellen, Zeitungsartikeln und Romanen zusammengestohlen, und die andere Hälfte war in sich selbst ein eigenartiges Sammelsurium! Die Schauspieler waren nicht weniger exzentrisch! Carlyle Bennet hatte stets die Rolle des mutigen, glatt rasierten Mannes zu spielen, den Typ des Mannes von Tatkraft. Er selbst hielt sich auch für außergewöhnlich und war in Francine verliebt. Tom Lenken, der Regisseur, war alles mögliche gewesen: Seemann, Preisboxer, Drucker und Handelsreisender. Er hielt Francine für eine große Schauspielerin und schwor bei jeder Gelegenheit, aus ihr den größten Star der Welt zu machen, ihr selbst und der Hölle zum Trotz! Tatsächlich: Auch er liebte sie! Als wir einige Tage auf dem kaktusumrahmten, hochgelegenen Flugplatze gefilmt hatten, sagte er zu mir: „Ich glaube, Francine liebt Bennet, den „mutigen" Mann. „Ich selbst aber war nicht so sicher, sie liebte wohl etwas von jedem. Bei Kohler das Geld, bei Lenken die Gedanken, bei Bennet das Aussehen und bei mir die Nerven.

Eines Tages ging die Sache los. Zuerst zog ich vierfaches, seidenes Unterzeug an, der zu erwartenden Splitter wegen. Darüber einen dicken Leinenanzug. Der Lederhelm war mit 20 Meter Tau am Rumpf befestigt, damit der Kopf auf alle Fälle am Körper blieb! Zuletzt Graphit, um besser „gleiten" zu können! Francine stand auf dem Trittbrett des Autos neben dem Flugzeug. „Wirst du es können, William?" — — Sicher!" erwiderte ich mit der Stimme eines andern! Und schon ging es hoch. Hinter San Pedro winkte der blaue Ozean u. die Insel Catalina. Wär' ich bloß dort... unten! Auf der andern Seite ragten große, graue Berge in die Luft, von Los Angeles und Pasadena eingerahmt. Wie sehr hatte ich Heimweh nach Los Angeles! Aber jetzt war es zu spät. Ich drückte das Rad gegen die Brust und ging beinahe lotrecht nach unten.... Die Drähte heulten wie wild und klapperten schrecklich... Rasend kam ich dem Boden näher und näher... Im letzten Augenblick riß ich das Steuer herum, um auf einen Flügel aufzuschlagen, der Möglichkeit des Herausgeschleudertwerdens wegen. Dann dachte ich nur an den Krankenwagen, der unten wartete...

Als ich wieder zu mir kam, sagte der Arzt: „Nur die Nase, weiter nichts!" Das Leben war gerettet! — Bennet stürzte auf mich zu: „Wunderbar, wunderbar! Welch' ein Absturz!" Aber Kohler schob ihn beiseite: „Wunderbar? Grandios, Mensch, fabelhaft! Habe nie in meinem Leben so etwas gesehen! Die Welt wird staunen!"

Kaum war ich in meinem Hotel angelangt, als Rosen von Francine ankamen; weiter ein 3000 $-Scheck in einem silbernen Zigarettenetui von Kohler und eine Flasche Whisky von Bennet. Aber vier Stunden später erschien Tom Lenken selber. Düster. „Was ist los, Tom?" Er ließ sich schwer in einen Stuhl fallen. „Ich habe den Streifen entwickelt! Ein Fiasko, sage ich!" — „Wieso? Ist der Sturz nicht gelungen?" — „Wenn nur alles andere so gut wäre! Aber Francine hat versagt! Wir hatten doch in ihrem Auto eine verborgene Kamera aufgestellt, die ihr Mienenspiel fassen sollte. Wir dachten an Liebe, Schrecken, Entsetzen, Schreie! Und was ist's geworden? Sie öffnet den Mund und tut, als ob nichts los sei! Von Mimik keine Spur. Kurz: Ich habe den Filmstreifen verbrannt." — „Was?" sage ich entsetzt und springe vom Sofa auf, „verbrannt?" — „Verbrannt! Die Szene muß neu gedreht werden. Aus Francine mach' ich einen Star! Selbst gegen ihren Willen — und du wirst es sehen! Mir kroch ein eisiger Schrecken ins Herz „Und der Absturz?" — „Den mußt du nochmal machen, Francines wegen!" — — —

Zwei Tage später wache ich im Krankenhause von Los Angeles wieder auf. In einem Nebenbett liegt Bennet, der mich aus dem brennenden Flugzeug nach dem zweiten Absturz gerettet hat. „Ich bin dir viel Dank schuldig", sage ich. „Unsinn! Bin nur beruflich der mutige Mann. Muß in Gegenwart von Damen so sein! Ich tat's nicht deinetwegen! Diesmal dachte ich daran, Francine imponieren zu können! Aber sie macht sich nichts aus mir. Ich kehre zur Gummiabsatzfabrik meines Vaters zurück, Schluß mit dem Komödiantentum!" In dem Augenblick kommt Lenken herein.

„Wie ist die Aufnahme?" fragen Bennet und ich gleichzeitig.

„Ich geb's auf!" — „Wieso? Warum? Hatte Francine wieder keinen Ausdruck?" — —

„Sie hat eine Stimme, das ist alles! Um sicher zu sein, zeigte ich ihr im Moment des Sturzes plötzlich den furchtbaren Gila-Kid-Kopf, den ich mir dazu geliehen hatte." — „Ihr standen die Haare zu Berge, was?" — — „Im Gegenteil! Wißt ihr, was sie sagte? — —: Du bist wohl verrückt, mein Junge!" — — „Hahahahaha!" bricht Bennet aus und schüttelt sich.

„Wir drei haben bei Francine keine Aussichten", sage ich, „wir können einen Club gründen! Kohler gewinnt also." — — „Kohler?" erwidert Lenken, „Kohler? Den hat der Bankier abgesetzt!" — — „Nicht möglich! Und Francine?" — — „Die hielt sich klugerweise an den Bankier! Wir sind also vier im Bunde."

Mutter fliegt

Von Hanns Breit-Eichner

Einmal, es war schon Nacht, holte Wowi die Mutter von der Arbeit ab. Am Nachhauseweg begegnete ihnen ein mächtig großes Haus, das sein festliches Licht bis weit über die Straße ausstrahlte. Gerade als sie den Lichterstreifen des fünften Fensters überschreiten wollten, konnte die Mutter vor Müdigkeit nicht mehr weitergehen. Wowi erschrack, als er ihr blasses Gesicht sah. Ganz nah stand er da neben ihr, und als er ängstlich an ihren Händen zog, öffnete sie wieder die Augen und schaute mit einem dünnen Lächeln zu ihrem kleinen Jungen hinunter. Dann gingen sie weiter. Die Mutter sagte nichts. Erst vor dem Einschlafen streckte Wowi seine Händchen aus dem Bett:

„Wenn ich so groß bin" — „Ganz groß!" sagte die Mutter. —

„So groß wie ein Haus!" — „Wie ein Haus?" fragte die Mutter. „Dann kaufe ich dir ein Schloß mit viel Lichtern, mit tausend und tausend Lichtern, mit Kuchen und Schokolade, und Frauen, die den ganzen Tag Treppen putzen und waschen!" — „Guter Wowi —" sagte die Mutter. Dann schliefen sie bald ein.

Und der kleine Wowi wurde ein großer Wowi und hieß Wolfgang unter den Leuten. Er war fleißig, kam vorwärts im Leben, brachte es sogar bis zum Piloten, der in Zuverlässigkeit und Mut einer der ersten unter seinen Kameraden war. Vor einem Jahr erhielt er eine feste Anstellung als Verkehrsflieger.

Für die Mutter aber blieb der kühne Flieger trotzdem ihr Wowi; ein Name, den er sich selbst zugelegt hatte, weil er als kleiner Junge „Wolfi" einfach nicht über seine Zunge bringen konnte. Ganz zufrieden war die Mutter mit ihrem Sohne nicht, trotzdem er in allem für sie sorgte. „Einmal wirst du abstürzen, und dann habe ich keinen Wowi mehr" sagte die Mutter jedesmal, wenn der Pilot zu einem größeren Fluge aufsteigen mußte. Wie es ihm einmal gelang, der Mutter sogar diese Angst zu nehmen, das ging so. Es war an einem leichtbewölkten Tag im Mai, da sollte Wolfgang, wie er angab, einen Sonderflug ausführen. Die Mutter ließ es sich nicht nehmen, wie immer, auch diesesmal ihren Sohn auf den Flugplatz zu begleiten. Das tat sie gerne. Es gefiel ihr, den Flieger aufsteigen und in der Luft schweben zu sehen. Selbst mitzufliegen, lehnte sie aber entschieden ab: „Dazu bin ich viel zu alt!" Und Wolfgang war überzeugt davon, daß sie nie im Leben freiwillig in ein Flugzeug steigen würde.

Schon war der Motor angeworfen und brüllte auf wie ein grimmiges Tier. Die rote Fahne wurde emporgehoben, zum Zeichen, daß die Startbahn frei war. Schnell noch mußte die Mutter ihrem Sohn die Hand geben und Glück wünschen. Der Silbervogel stürmte vorwärts; plump zuerst, dann immer stürmischer schwingend, — einigemale, während er sich loslöste, zurücktastend nach der Erde — bis er endlich freischwebend sein Gleichgewicht hielt, um sich dann kühn nach oben zu schrauben Blendend war dieser Start!

Wo aber war auf einmal die Mutter, die eben noch neben dem Flugzeug stand, und zum Abschied Wolfgang so herzlich die Hand drückte? Spurlos, wie von der Erde verschlungen, war die Mutter verschwunden. Und Wowi lachte, mußte immer weiter lachen, weil ein Kamerad es so schön fertig gebracht hatte, wie es verabredet war, die Mutter im letzten Augenblick, ohne ihren Willen in das Flugzeug zu heben.

„Böser Wowi!" sagte die Mutter, die kaum zu atmen wagte, so überraschend war sie ins Flugzeug gekommen, so viel Angst hatte sie, wie mit einemmal die Erde immer tiefer nach unten fiel. Mit beiden Händen klammerte sie sich fest, und wartete bebend, was nun weiter geschehen würde.

Immer näher zu den Wolken zog der Silbervogel hinauf. Wolfgang hatte der Mutter bedeutet, die neben ihr liegende Kappe überzustülpen, die durch eine Sprechleitung mit ihm in Verbindung stand. Er hatte ihr von diesem wunderbaren Flugtelefon schon erzählt, durch das der Pilot über den Motorlärm hinweg mit dem Passagier, und umgekehrt der Passagier mit dem Pilot, sprechen konnte.

„Nicht fürchten!" sagte Wolfgang, „ist es nicht schön hier oben?" Mit einemmal standen sie mitten im Nebel. Breite, milchigweiße Fladen lagen ineinander und waren aufeinandergesetzt zu einer starken, unüberwindbaren Wolkenwand, die jeden Weg nach oben einfach abzusperren schien. Nur noch grimmiger brüllte jetzt der Motor des stürmenden Flugzeuges.

„Wowi!" schrie auf einmal die Mutter ganz laut. Fest mußte sie ihre Augen zudrücken, so jäh war das grelle Licht hereingebrochen. Als sie langsam wieder die Lider hob und ihren Kopf nach rückwärts drehte, sah sie ihren Wowi sitzen, der lachte und freute sich, fast noch strahlender als jetzt die Sonne am tiefblauen Himmel.

„Jetzt sind wir über den Wolken, Mutter!"

„Ja!" nickte die Frau und hob ihren Kopf mit ein paar flatternden, weißen Haarstrichen aus der Haube. Ihre kleinen, braunen Augen waren wach geworden, vor neugieriger Freude und großer Ueberraschung.

Zwei volle Stunden flogen sie jetzt schon, und immer war es noch nicht genug. Seit der Bann der Furcht bei der Mutter gebrochen war, fühlte sie sich frei und immer stärker erlebte sie das Glück vom Wunderfliegen am Himmel.

Mit einemmal waren die Wolken verschwunden, und tief unter ihnen breitete sich das offene Land. Und wieder mußte die Mutter erzählen: „Weißt du noch Wowi?" — „Ja!" sagte er, „ich hatte einmal einen großen Sandkasten, Mutter". — „Da haben wir zusammen Berge gebaut und Flüsse gelegt mit Silberpapier; weißt du das noch, Wowi?" — „Und Felder haben wir gezogen, und Wiesen, und ganz kleine Häuschen mit roten Dächern in die Mitte gestellt, Mutter!" — Wieder lachte die alte Frau ganz jung und froh: „Und genau so, als hätten wir zwei allein das gebaut, ist jetzt alles dort unten —"

Dann gingen sie auf die Erde hinunter und landeten, weit, weit entfernt von dort, wo sie aufgestiegen waren. Drei Stunden hatte die Luftreise in gerader Linie nach Süden gedauert, und diese Zeit reichte aus, um der Mutter eine ihr unbekannte Pracht der Landschaft zu zeigen. Wie Mutter und Wolfgang vom Flugplatz weg ins Land hineingingen, wollte die gute Frau ihren alten Augen nicht mehr trauen.

Da standen Palmen in ihrer stolzen Größe An alte Mauerwände schmückten leuchtend die Glyzinien eine strahlend heiße Schönheit. Es dauerte gar nicht lange, da breitete sich vor ihnen die unendliche Fläche des tiefblauen Meeres, weit hinaus, bis sie ineinanderflossen am Horizont, mit dem leuchtenden Himmel „Einmal" — fing die Mutter an. Und Wolfgang brauchte nicht lange nachzudenken, da wußte er weiter — „standen wir vor einem großen Haus, mit vielen, lichtstrahlenden Fenstern". — „Ich war sehr müde von der Arbeit Wowi" — „Ja!" sagte er — „aber als wir im Bett lagen, Wowi, erzähltest du mir?"

„Wenn ich so groß bin wie ein Haus". — „Wie ein Haus?" fragte die Mutter — „dann kaufe ich dir ein Schloß, mit tausend und tausend Lichtern, viel Kuchen, und Frauen, die den ganzen Tag Treppen putzen und waschen".

„Guter Wowi", sagte die Mutter, „und alles dieses und noch viel mehr hast du mir heute geschenkt".

Der weise Richter

Von Andreas Poltzer.

(Nachdruck verboten.)

Die hundertundein Kanonenschüsse von den Wällen der Stadt waren noch kaum verhallt, der vom Kaiser zu Ehren der Götter abgebrannte Weihrauch kaum verflogen, als die Krönungsfeierlichkeiten schon ihren bescheidenen Nachklang vor dem Richter fanden.

Angeklagt war Wu Tschang, ein rechtschaffener und nicht mehr junger Mann aus der Provinz. Er wurde der Nötigung, Freiheitsberaubung und weiterer Missetaten beschuldigt, die wie immer in ähnlichen Fällen einen Rattenkönig von Delikten ergaben.

Die Vorgeschichte dieser schweren Anschuldigungen war folgende: Wu Tschang, der eigens zu der Kaiserkrönung nach Hsinking gekommen war, hatte von der Teehändlerin Tschung Wong ein Fenster gemietet, von welchem aus er dem nicht alltäglichen Erlebnis eines Kaisereinzugs beiwohnen wollte. Er gedachte, in aller Ruhe und Bequemlichkeit den prunkvollen Anblick zu genießen, den der junge Kaiser in seiner hellblauen, goldgezierten Uniform, die Mandarine in ihren kostbaren Gewändern, die mongolischen Bannerträger, die Musikkapellen, die Abordnungen aus fremden Ländern und all die übrigen Sehenswürdigkeiten einer Proklamation eines Kaiserreiches boten.

Für diese grandiose Schau dünkte dem wohlhabenden Wu Tschang, selbst die nicht unerhebliche Summe von zehn Haikuan Taels, die er der Teehändlerin für das Fenster im voraus entrichten mußte, als nicht zu hoch. Leider wurde im letzten Augenblick den beiden durch die Rechnung ein Strich gezogen. Da man für das Leben des jungen Kaisers fürchtete, bewegte sich der Krönungszug durch auf Befehl der Behörden menschenleere Straßen, und auch in den Fenstern der Häuser durfte sich keine Seele blicken lassen. Die Folge dieses strengen Erlasses war unter anderen die Anklage gegen Wu Tschang.

Denn als dieser sich überzeugen mußte, daß er für sein gutes Geld bloß den fernen Klang der begeisterten „Wandschui!" — Schreie der kaiserlichen Eskorte als Gegenleistung erhielt, geriet er in helle Wut. Er stürzte sich auf die Teehändlerin und entriß ihr mit grober Gewalt die ihr gezahlten zehn Taels. Nicht genug, schloß er beim Verlassen der Wohnung die arme nach Hilfe schreiende Frau ein. So zumindest schilderte den Vorgang die Klägerin.

Pu Fei, der weise Richter, wandte sich an den Angeklagten: „Wu Tschang, stimmt die Aussage dieser Frau?"

„In keinem Punkte, „o weiser Pu Fei!" rief weinerlich der Mann. „Ich habe sie weder angegriffen noch ihr irgendwie Gewalt angetan. Ich bin ein friedliebender Mann, jeder kann es bezeugen. Die Teehändlerin Tschung Wong hat mir die zehn Taels, als ich sie mit gutem Rechte zurückforderte, vor die Füße geworfen."

Er kam nicht weiter. Die Klägerin war aufgesprungen, und gleich einem Zentnergewicht schleuderte sie die Worte Wu Tschang ins Gesicht:

„Schäme dich! Jetzt belügst du gar den hohen Richter!" Und sie wiederholte die Anklage. Wort für Wort und mit einer Bestimmtheit, die ihre Wirkung auf den Richter nicht verfehlte.

Wu Tschang verfocht seine Sache weniger gut. Er geriet in Verwirrung und vermochte nur stammelnd seine Unschuld zu beteuern.

Der Richter blickte auf den schmächtigen Mann, dann auf die robuste Klägerin, und er entschied: „Wu Tschang, gib der Frau die zehn Taels zurück!" Wu Tschang griff mit einem hörbaren Seufzer nach seinem Gürtel und reichte der triumphierenden Gegnerin die Summe.

„Warte draußen im Vorraum", sprach zu dieser der Richter. Als die Frau gegangen war, wandte er sich erneut an Wu Tschang:

„Behauptest du auch jetzt noch, daß die Klägerin dir das Geld freiwillig zurückgab?"

Wu Tschang beteuerte es. Auf dem Gesicht des Richters Pu Fei erschien ein kaum wahrnehmendes Lächeln, als er jetzt befahl:

„Gut, also gehe, Wu Tschang, und nehme der Frau das Geld wieder weg . ."

Wu Tschang blickte auf den Richter, dann schritt er zögernden Schrittes auf den Ausgang zu.

Gleich danach ertönten aus dem Vorraum laute Rufe. Dann wurde die Tür aufgerissen und hereinstürzte der Angeklagte. Armer Wu Tschang, wie sah er nur aus! Auf dem Gesicht mehrere Schrammen, das Halstuch verrutscht, und an seinem Mantel fehlten zwei Knöpfe. Hinter ihm aber schritt, gleich einer Göttin der Rache — Tschung Wowy, die Teehändlerin.

„Er wollte mir das Geld wegnehmen!" fauchte sie. „Na, er ist an die Richtige geraten, dieser Waschlappen!" Sie verstummte jäh.

Doch da hatte sich der weise Pu Fei schon erhoben und laut verkündete er:

„Das Gericht ist zur Ueberzeugung gelangt, daß der Angeklagte unschuldig ist. Es hat sich klar erwiesen, daß er gar nicht in der Lage war, der Klägerin das Geld gewaltsam wegzunehmen. Tschung Wong, gibt sofort Wu Tschang die zehn Taels zurück. Und preise dich glücklich! — Und jetzt könnt ihr euch beide entfernen."

Geknickt und vernichtet schlich die Teehändlerin aus dem Raum. Ihr folgte lächelnd und mit erhobenem Haupt der schmächtige Wu Tschang.

WIMPFEN

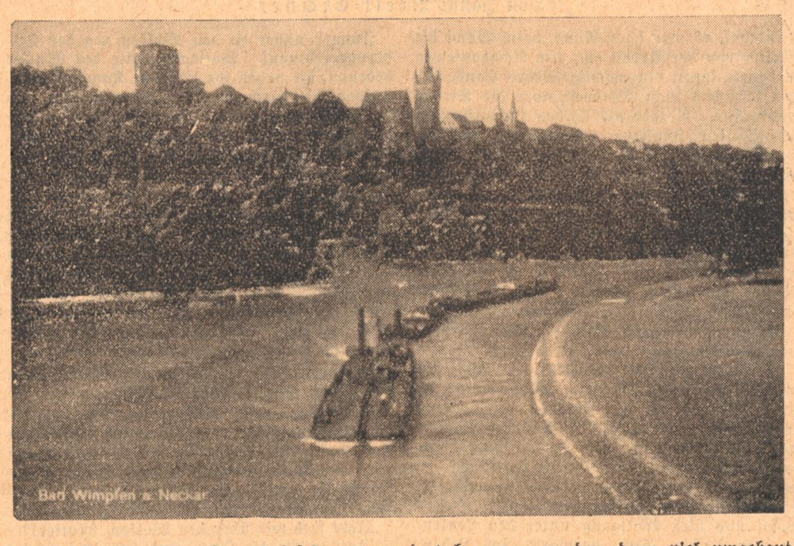
Ein Stadt am Neckar

Nächtlicher Herbststurm rast über das Neckartal hin, Wolkenfetzen verhüllen bald den Vollmond, bald leuchtet er in unwirklich hellem Glanz. Da fällt vom Fenster des D-Zuges aus unser Blick auf die jenseitige Höhe. Steil aufgerichtet stehen da oben am Berg Mauern und Türme, trotzig und wuchtig beherrschen sie das Tal. Ein mittelalterliches Stadtbild, das in keiner Weise in unsere Zeit hineinpassen will. Es ist das alte Wimpfen am Neckar! Schnell verschwindet das zauberhafte Bild wieder.

Aber wir kehren ein andermal, dieses Erlebnis tief im Herzen bewahrend, zurück in die alte Stadt, um ihre Geheimnisse zu belauschen. Jetzt ist's Frühling! Tausende und aber Tausende blühender Obstbäume allüberall! Selbst am Fuß des Wimpfener Berges leuchten sie auf und aus ihrer Pracht ragen, ergreifend durch den Gegensatz von jungem, frischem Leben und längst vergangener Herrlichkeit, die alten Zinnen, Mauern und Türme empor. Steil führt die Straße vom Neckartal aufwärts, bis ein altes Tor den Eingang zur Stadt weist. Wir aber wenden uns nach rechts, wo ein gewaltiger Torbogen sich öffnet und steigen über holperiges Pflaster eine kleine Gasse empor und stehen auf einem kleinen freien Platz: hier stand die alte Burg der Hohenstaufen; viel ist nicht mehr erhalten, aber die Trümmer können uns wenigstens einen Begriff davon geben, wie sie aussah.

Wie kamen aber die Hohenstaufen gerade hierher nach Wimpfen an den Neckar? Das ist heute noch nicht ganz klar, wie überhaupt die Geschichte der Stadt vielfach noch im unbekannten Dunkel ruht. Gallier und nach ihnen Germanen haben hier wohl schon ihre Behausungen gehabt. Als die Römer ihre Grenzen weit nach Norden vorschoben, da legten sie ein Kastell gegenüber der strategisch wichtigen Mündung des Kocher in den Neckar — unweit auch der Jagstmündung — an, das bald eine wichtige Ansiedlung wurde. Nach der Vertreibung der Römer ließen sich hier Alemannen nieder, die dann von den Franken, die das Christentum brachten, abgelöst wurden. Und nun wissen wir über die Schicksale der Ansiedlung unten am Neckartal nichts mehr, auch nicht von der Ortschaft auf der Höhe des Berges. Erst von 965 datiert die erste erhaltene Urkunde; in ihr bestätigt Kaiser Otto I. dem Bischof von Worms alle seine Besitzungen und Rechte, auch die in „Wimphima"; also waren aus den einstmals freien Bauern hörige Leute geworden. Viel später ist die erste Urkunde, die wir über Wimpfen am Berg haben: sie stammt aus dem Jahre 1220 und ist deshalb außerordentlich wichtig, weil sie einen Vorschlag an den Bischof von Worms enthält, die Stadt dem Hohenstaufen-Kaiser Friedrich II. zu Lehen zu geben. Das geschah; man kann auch verstehen, daß das Kaisergeschlecht auf den Besitz der Stadt, die 60 Meter hoch gebietend über dem Neckar lag, großen Wert legte. Aus dieser Zeit stammt der große Burgbau. Die Bürger haben sich dann in Wimpfen, ebenso wie in den anderen deutschen Städten allmählich immer selbständiger gemacht, die Stadt erwirbt eine Freiheit nach der anderen und schon 1250 kann das erste Stadtsiegel stolz verkünden: „Regia Wimpina gerit hec victricia signa" d. h. die königliche Wimpfen führt diese siegreichen Zeichen. Die Stadt dehnte sich aus, die städtische Freiheit wurde vollständig gewonnen. In den Stürmen der Reformation wandte sich Wimpfen bald dem Luthertum zu. Aber nun kam das Unglück des 30jährigen Krieges. Es war weniger die berühmte Schlacht bei Wimpfen, in welcher Tilly den Markgrafen Friedrich von Baden besiegte, als die ständigen Plünderungen, die Erpressungen durch die Besatzungen — die Stadt wurde außerdem zweimal ganz eingeäschert —, die das Gemeinwesen zugrunde richteten. 1641 schreibt ein Chronist: „Wir haben kaum 50 Bürger, die blutarme, verdorbene Leute sind", und schon 1645 heißt es: „Die gemeine Bürgerschaft erstreckt sich nur noch auf 37, davon noch täglich mehr sterben und hinwegziehen." Von diesem Schlag hat sich Wimpfen nicht erholt, zudem die Kriege des folgenden Jahrhunderts auch vielfach über es hinweggingen. Die einst so stolze freie Reichsstadt ist ein unbedeutendes Städtchen geworden!

Wir haben zeitlich vorgegriffen, um den Ablauf geschichtlichen Werdens nicht zu unterbrechen. Doch jetzt zurück zur Hohenstaufenpfalz! Der „Eulenberg", wie er im Volksmund heißt, erhebt sich nicht nur steil über dem Neckar, auch gegen die Stadt zu (nach Westen) fällt er in ein tiefes Tal ab. So konnten die



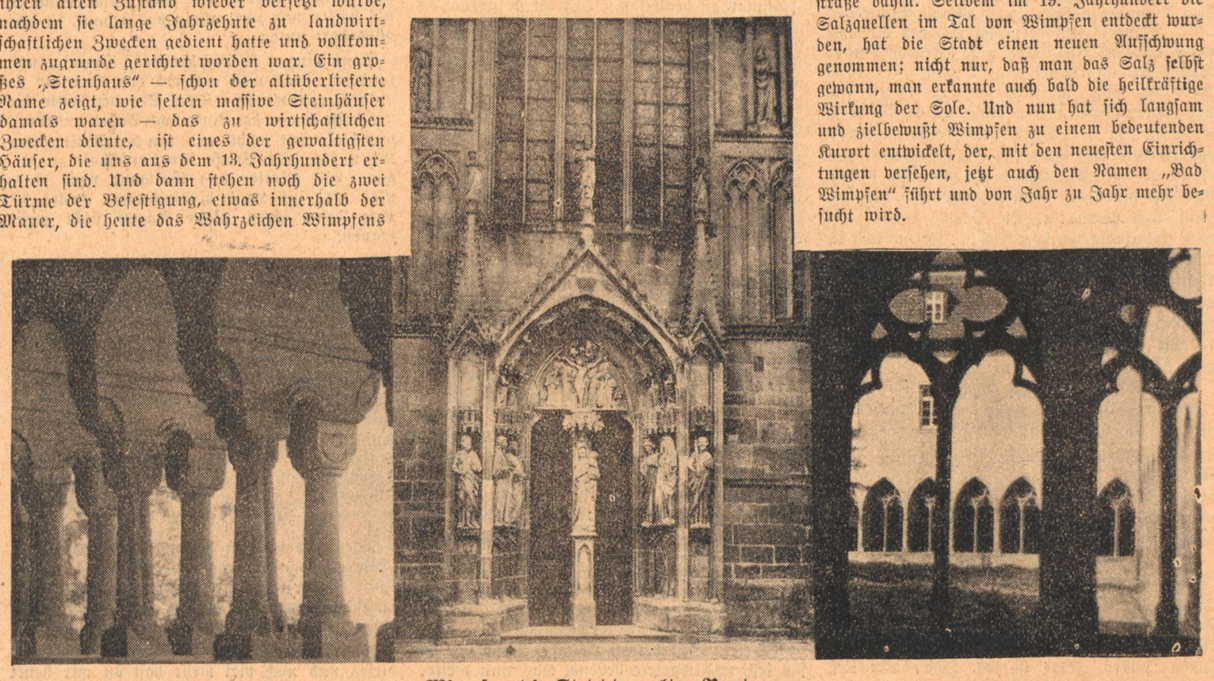
Hohenstaufen ihre Burg bequem befestigen gegen den Feind von außen und gegen die Stadt! Die Mauern sind nur noch stückweise erhalten, meist später eingebaut als Mauern für winkelige, dürftige, dafür aber um so malerischere Häuschen. Nur gegen den Neckar hat sie sich gut erhalten, und besonders eine herrliche Doppelarkade, die wohl einst den um den großen Saal laufenden Gang erhellte. Es sind wuchtige, gedrungene Säulen, die durch die Abwechslung besonders erfreuen, jede einzelne ist anders gebildet, eines der schönsten Denkmäler der Baukunst des 12. Jahrhunderts. Man kann diese Arkaden am besten studieren, wenn man die Jugendherberge aufsucht — wohl eine der schönst gelegenen in deutschen Landen — deren Sommerwohnraum, halb im Freien, von diesem Denkmal alter deutscher Baukunst eingerahmt wird! Wenig von der alten Herrlichkeit zeigt mehr eine romanische Kapelle, die erst jüngst nach Möglichkeit in ihren alten Zustand wieder versetzt wurde, nachdem sie lange Jahrzehnte zu landwirtschaftlichen Zwecken gedient hatte und vollkommen zugrunde gerichtet worden war. Ein großes „Steinhaus" — schon der altüberlieferte Name zeigt, wie selten massive Steinhäuser damals waren — das zu wirtschaftlichen Zwecken diente, ist eines der gewaltigsten Häuser, die uns aus dem 13. Jahrhundert erhalten sind. Und dann stehen noch die zwei Türme der Befestigung, etwas innerhalb der Mauer, die heute das Wahrzeichen Wimpfens sind: der rote Turm (ohne Dach) und der blaue Turm, der leider im 19. Jahrhundert eine recht unglückliche Bekrönung bekommen hat. Weit hinein sehen sie in das Land, vom blauen Turm hat man eine unsagbar herrliche Aussicht. Mehr steht von der alten Barbarossapfalz nicht, denn es erging hier, wie leider so viel anderwärts! Als die Burg in Trümmern lag und nicht mehr verwendet wurde, diente sie den Einwohnern als Steinbruch, die mächtigen, zugehauenen Steine konnte man gut für den Bau neuer Häuser und Mauern verwenden. Aber auch die heutigen Reste der Pfalz geben noch einen Einblick, wie solch eine Burg angelegt war.

Ein jetzt aufgefüllter Graben führt zum Wormser Hof, wo der Beauftragte des Bischofs von Worms saß, in der Hauptsache noch ein romanischer Bau. Und nun kommen wir auf die Kuppe, auf der einst das städtische Regiment saß: leider ist das alte Rathaus, das ein herrlicher Fachwerkbau war, zerstört und ein nüchterner moderner Bau steht an seiner Stelle, sehr zum Schaden des schönen, mit Bäumen geschmückten Platzes, auf dem sich die Stadtkirche erhebt. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen. Man sehe selbst, wie großartig trotzig die schlanken romanischen Türme da oben stehen, wie wuchtig das gewaltige hohe gotische Kirchendach wirkt. Seit der Reformation ist diese Kirche protestantisch; von der dritten Kuppe im Westen grüßt ihre katholische Schwester, die Dominikanerkirche mit einem sehr schönen Kreuzgang. Die beiden Kirchen sind zur Blütezeit der Stadt im 13. Jahrhundert begonnen worden, dann viel umgebaut, die Dominikanerkirche hat durch eine barocke Innendekoration ihren Charakter arg verloren.

Und zwischen die drei Kuppen, auf denen die kaiserliche und städtische Macht und die Kirche thronten, hat sich nun das Städtchen eng hineingeschmiegt. Platz war nicht viel; eng sind die Straßen, steil aufwärts führen sie zur Höhe, ihr holperiges Pflaster, das manchen Seufzer entlockt, paßt zu den alten, malerischen Häusern, die uns rings begrüßen. Das sind herrliche Fachwerkbauten aller Art und aus allen Zeiten: Gewichtige Häuser, wie jene Wirtschaft zur Krone, die wohl schon seit dem 14. Jahrhundert das größte Gasthaus war und die ihr jetziges Aeußere im 16. Jahrhundert erhalten hat, daneben kleine, halb verfallene Häuschen, deren Dach man mit den Händen erreichen kann, und deren Inneres nur aus einem Zimmerchen bestehen kann. Da sind lauschige Winkel und Durchgänge, Höfe mit schönen Altanen und durch all diese Altertümlichkeiten pulsiert lebendiges Leben. Auf den engen Gassen tummeln sich die Hühner und Enten, die Misthaufen vor den Häusern geben uns ein gutes Bild, wie es wohl schon in den Zeiten des Mittelalters ausgesehen hat. Es ist nur zu wünschen, daß noch viel mehr Fachwerkhäuser, die jetzt noch unter einem greulichen Verputz verborgen sind, freigelegt werden; es ist schon viel geschehen, aber immer noch genug zu tun. Ein trauriges Zeichen, wie man in früheren Zeiten mit alten Bauwerken umging, zeigt das Hospital zum heiligen Geist, ein mächtiger Bau aus dem Ende des 14. Jahrhunderts: Kirche und Krankenhaus zusammengebaut. Das äußere Gerippe mit den Strebepfeilern steht noch. Nach der Säkularisation hat man den Bau in ein Magazin verwandelt, dann Zwischengeschosse gezogen und Mietswohnungen hineingebaut. Der ehemalige Chor der Kirche dient jetzt als Gaststube. Aber eins muß man noch nennen, was Wimpfen einen besonderen Reiz gibt: die schönen Brunnen, an kleinen Plätzen gelegen, wo heute, wie vor alters, das Wasser geholt wird, wo die Küfer ihre Fässer ausspülen und wo — ein Zeichen der heutigen Zeit — die Kraftwagen auf offener Straße gereinigt werden.

Hat man nun die Höhe erklommen und geht durch einen alten Friedhof hinaus auf die Bergeshöhe, wo sie gegen den Neckar abfällt, bietet sich uns ein überwältigendes Bild. Unendlich weit dehnt sich vor uns die Landschaft mit ihren feingeschwungenen Linien, übersät von einem Meer blühender Obstbäume. Leise zieht unten der Neckar, wir folgen mit dem Blick seinem vielgeschwungenen Lauf: Burg an Burg erhebt sich: Ehrenberg, Hornegg, Guttenberg und fern im Hintergrund Hornberg, die hochragende Burg des Götz von Berlichingen. Uns gegenüber dehnt sich die weite „Deutsche Ebene" hinüber in das fränkische Gebiet, so genannt, weil sie Besitztum des Deutschherren-Ordens war. Neckaraufwärts fällt unser Blick nun auf ein kleines Dörfchen, rings mit einer Mauer umgeben, das in seiner Mitte eine gewaltige, hochragende Kirche birgt. Es ist Wimpfen im Tal mit dem Ritterstift St. Peter, einer der kunstgeschichtlich wichtigsten Bauten in Deutschland. Schon im 10. Jahrhundert dürfte die romanische Kirche entstanden sein, von der noch die gewaltigen, wehrhaften Türme zeugen. Die Kirche selbst, ein Rundbau nach dem Vorbild des Domes von Aachen, ist verschwunden. An ihrer Stelle erhebt sich heute ein gotischer Bau, von dem vor allem die südliche Querhausfront ein Kabinettstück gotischer Baukunst ist. Man hat früher sogar an Erwin von Steinbach als Erbauer gedacht. Aber errichtet wurde sie wohl von einem Deutschen, der studienhalber in Paris geweilt hatte, und nun die französische Hochgotik hierher verpflanzte. Der Eindruck dieser riesigen Kirche in dem kleinen Dörfchen läßt sich nicht beschreiben! Und noch eine Kostbarkeit beherbergt das alte Stift, einen wundervollen gotischen Kreuzgang: stimmungsvoll durch den verwilderten Garten in der Mitte zeigen die einzelnen Bögen köstliche gotische Arbeit; man weiß nicht, soll man die Eleganz der dünnen Pfeiler mehr bewundern, oder den Erfindungsreichtum der Künstler, denn keine Form kehrt zum zweitenmal wieder. Weilt man zur Zeit des hereinbrechenden Abends in den Gängen des Kreuzgangs, wohin kein Ton der Außenwelt dringt, so fühlt man sich unwillkürlich an den Mönch von Heisterbach erinnert, der alle Zeit vergaß!

Draußen herrscht jetzt in Wimpfen reges Treiben, Wagen an Wagen saust auf der Landstraße dahin. Seitdem im 19. Jahrhundert die Salzquellen im Tal von Wimpfen entdeckt wurden, hat die Stadt einen neuen Aufschwung genommen; nicht nur, daß man das Salz selbst gewann, man erkannte auch bald die heilkräftige Wirkung der Sole. Und nun hat sich langsam und zielbewußt Wimpfen zu einem bedeutenden Kurort entwickelt, der, mit den neuesten Einrichtungen versehen, jetzt auch den Namen „Bad Wimpfen" führt und von Jahr zu Jahr mehr besucht wird.



Wimpfen, die Stadt der alten Bauten

Arkaden der Hohenstaufenpfalz. / Südportal der Ritterstiftskirche in Wimpfen im Tal. / Kreuzgang des Dominikanerklosters.